

## Das Standbild – Fundort und erste Beschreibung

Im Spätherbst 1962 erforschte das Württembergische Staatliche Amt für Denkmalpflege bei Hirschlanden, einem Ortsteil der Stadt Ditzingen, Krs. Ludwigsburg, einen keltischen Grabhügel. Er glich vielen anderen im nahen Umkreis, und er war auch nicht der erste, der ein steinernes Standbild freigab (Bild 1). Bei dem Standbild von Hirschlanden handelt es sich um das vollplastische Abbild eines unbedeckten Mannes, also nicht um eine im engeren Sinn als «Stele» zu bezeichnende (Karusos Aristodikos, S. 42) Grabplatte. Das Fundstück ist heute im Besitz des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart (Inventar-Nr. V.64.9). Diesen Stein gilt es zum Reden zu bringen.

Der Grabhügel hatte ursprünglich eine Höhe von etwa 2 m und einen Durchmesser von 18–19 m. Er war von einem Kranz aus Muschelkalk-Bruchsteinen umsäumt; diese Einfassung enthielt in Abständen von je etwa 1 m größere, auf dem gewachsenen Boden aufgestellte Blöcke oder Platten. Die Zwischenräume bestanden aus Trockenmauerwerk von zumeist flachen Steinplatten. Die kleineren unter den Pfeilerblöcken waren mittels solcher Platten so aufgestockt, daß der Steinkranz in keltischer Zeit die gleichmäßige Höhe von etwa 50 cm aufwies. Zum Zeitpunkt der Grabung war die Hügel Erde auf einen Durchmesser von 32 m und eine restliche Höhe von etwa 1 m abgeschwemmt und ringsum verschleift. Im Hügel fanden sich die Reste von 16 Gräbern mit Knochen- und Holzrückständen sowie von zahlreichen Grabbeigaben, die es ermöglichen, die Funde den späteren hallstattzeitlichen Stufen HaD a, 2 und 3 zuzuordnen (Chronologische Einteilung nach Pauli, Späthallstattkultur in Nordwürttemberg, S. 66 ff.), also etwa dem Zeitraum 600–500 v. Chr. Da Teile des Grabhügels durch Überackerung eingeebnet sind, ist es als sicher anzunehmen, daß dabei weitere Gräber spurlos zerstört wurden (Veröffentlichung des Amtes für Denkmalpflege 1970, S. 53 ff. – Dort ab S. 69: Röder: Die Steintechnik der Stele). Das Standbild aus weißlich-grauem, porenreichem und allseits angewittertem Stubensandstein lag bäuchlings unmittelbar außerhalb des Steinkranzes; neben ihm fanden sich die oberhalb der Knie abgebrochenen Unterschenkel. Von den Knöcheln ab fehlen die Füße, ebenso die vermutlich damit fest verbunden oder eingepaßt gewesene Standplatte.

Hartwig Zürn gab im Fundbericht des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege eine Beschreibung des Standbilds (a. a. O. S. 53 ff., 67 ff.): *Sicher ist, daß die Figur keine längere Zeit nach der Aufstellung auf dem Hügel gestanden hat. Denn sie lag vor dem Steinkranz noch auf der ursprünglichen Oberfläche, die noch nicht von herabfließender Hügel Erde überdeckt war. Sie muß dann aber sehr rasch von dieser begraben worden sein. Erstaunlicherweise sind offenbar an dieser Stelle bis zum heutigen Tage keine Bodenveränderungen mehr vorgenommen worden, denn sie lag hier ungestört nur 20 cm unter der Oberfläche. Die Figur ist jetzt noch 1,50 m groß, mit Füßen dürfte sie 1,70 m erreicht haben. Das Material ist ein grobkörniger Stubensandstein, der 6 km südlich der Fundstelle ansteht. Die Figur stellt einen unbedeckten ithiphallischen Krieger dar. Auf dem Kopf trägt sie einen spitzen Helm, um den Hals einen dicken Reif. Das Gesicht mit eng sitzenden Augenlöchern, flacher Nase und kleinem Mundschlitz erscheint nach unten verschoben und dürfte als Maske gedeutet werden (Ebenso Zürn, Vorbericht, S. 29; derselbe: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst [Ipek], S. 63 und derselbe in: Ausgrabungen in Deutschland, S. 213; ebenso Pauli: Untersuchungen, S. 55). Die Schultern sind eckig hochgezogen. Die Oberkörper Vorderseite ist flach. Die beiden Arme sind schwächig, die Oberarme treten an den Seiten noch plastisch hervor. Die Taille ist schmal, wodurch die ausladende Hüfte und die kräftige Beinpartie mit muskulösen Waden noch stärker betont wird. Die Rückenpartie ist plastisch gut modelliert, die Schulterblätter treten als Dreiecke hervor.*

*Der Krieger trägt um die Hüfte einen profilierten Gürtel. Wenn wir schließlich die Stele mit dem oberen Zentralgrab 13 in Verbindung bringen können, so ergibt sich für die Stele eine Datierung von HD 3. Diese ist auch naheliegend, denn es ist doch wahrscheinlich, daß die Stele eine Hauptperson im Hügel verkörpert, und diese ist nicht unter den im Ring um die Zentralgräber bestatteten Toten zu suchen.*

*Den merkwürdigen Gegensatz zwischen der primitiven Vorderseite des Oberkörpers und der archaisch vollplastisch ausgeführten Rücken- und Beinpartie haben wir in der wohl kultisch bedingten Verhaftung in alter Tradition zu deuten versucht, der der Künstler bei der Ausgestaltung der Vorderseite des Oberkörpers verpflichtet war, während er Rücken- und Beinpartie nach Anregungen gestaltete, die er im Süden empfangen hatte.*

Zu letzterer Ansicht führt Zürn erläuternd aus (Zürn: Ipek, S. 64; ähnlich: Vorbericht, S. 33 und Ausgrabungen, S. 214): *Ohne Zweifel wäre es dem*



Bild 1: Vorder- und Rückseite der Skulptur von Hirschlanden. Unübersehbar ist der Gegensatz zwischen den kräftigen Beinen und den schwächtigen Ärmchen, zwischen dem massigen Körper und dem kleinen Kopf – aber auch der Gegensatz zwischen der künstlerischen Qualität, in der die verschiedenen Partien aus dem Stein herausgearbeitet sind. Die Thesen des hier abgedruckten Aufsatzes wollen diese Gegensätze nicht auflösen, sie versuchen vielmehr eine neue und überraschende Erklärung dieser Gegensätze. (Diese Abbildung entnahmen wir ebenso wie die Bilder 2, 3, 4, 4a, 4b, 5, 6, 7, 10, 11 mit freundlicher Genehmigung des Verlags dem von Kurt Bittel u. a. herausgegebenen Werk «Die Kelten in Baden-Württemberg».)



Künstler möglich gewesen, auch diesen Teil der Figur in vollplastischer Weise wie die Bein- und Rückenpartie zu gestalten. Aber es wäre denkbar, daß er hier nicht ein beliebiges Kunstwerk nach seinen Vorstellungen schaffen konnte, sondern daß er, da es sich bei der Figur um ein kultisches Objekt handelt, noch alleinheimischer Tradition verpflichtet war. Dannheimer (Dannheimer: Die Steinstele aus Birkach, S. 48) erklärt die Primitivität des Gesichts mit dem *gestalterischen Spielraum*, der dem Bildhauer gelassen worden sei.

Gerade dieser auffällige Stilunterschied ist es, der die Hirschlandener Figur so merkwürdig erscheinen läßt, der Gegensatz zwischen der gekonnten Wiedergabe von Beinen, Becken und Rückenpartie und der primitiven Machart der übrigen Teile der Figur: mit Abstand kunstlos wirken insbesondere der viel zu kleine Kopf, die falsch proportionierten Ärmchen und der knapp an den Bauch eingepaßte Dolch.

Bei Gegenüberstellung mit anderen Standbildern jener Zeit wird deutlich, daß die primitiven Teile der Hirschlandener Figur unter erheblich anderem Blickwinkel zu werten sind als die kunstvolleren. Dabei sind nicht nur die übereinstimmenden Merkmale, sondern auch etwaige weitere Stilbrüche ins Auge zu fassen, in denen künstlerischer Zwiepsalt als mutmaßliche Folge des Aufeinandertreffens verschiedener Kulturen seinen Ausdruck gefunden haben könnte.



Bild 2 (oben links): Diese ca. 75 cm hohe Figur aus Stubensandstein wurde in einem Grabhügel in Stockach (Landkreis Tübingen) gefunden. Sie wird etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. zugeordnet. – Bild 3 (oben): Diese 162 cm hohe Figur kam in Stammheim (Landkreis Calw) ans Licht. Sie wird derselben Zeit wie die Figur von Hirschlanden zugeordnet; unverkennbar sind die Ähnlichkeiten mit deren «schmächtigen» Partien.

## Vergleiche mit anderen keltischen Steinbildern

Aus dem besonders dicht besiedelten keltischen Gebiet am mittleren Neckar sind uns zahlreiche Funde überkommen. Die reichhaltigsten und besterhaltenen, darunter eine kleine Anzahl steinerne Standbilder, entstammen keltischen Grabhügeln. Die Grabhügelsitte, bereits zuvor in der mittleren Bronzezeit verbreitet, kam im späteren 8. Jh. v. Chr. bei den Kelten nördlich der deutschen Donau erneut in Mode (Moreau: Die Welt der Kelten, S. 21; Kimmig: Vorgeschichte zwischen Neckar und Nördlinger Ries, S. 39; Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 29), erreichte ihren Höhepunkt um 450 v. Chr., also während des Überganges von der Hallstatt- zur Latènezeit (Kimmig: Vorgeschichte, S. 43) und fand ihr Ende im 4. Jh. v. Chr., als die Kelten zur Sitte der Flachgräber übergingen.

Allein in einem Umkreis von ein paar Dutzend Kilometern, wohl noch im machtpolitischen Einflußgebiet des Keltenfürsten von Hohenasperg (Zürn: Ipek, S. 66), wurden bisher weitere fünf steinerne Standbilder aus frühkeltischen Grabhügeln entdeckt. Es sind die Funde aus Stockach (Krs. Tübingen), Stammheim (Krs. Calw), Steinenbronn (Krs. Böblingen), Holzgerlingen (Krs. Böblingen) und Kilchberg (Krs. Tübingen). Hinzu kommen als sechster Vergleichsgegenstand eine bronzene Motiv-Figur aus Ilfeld (Landkreis Heilbronn) sowie als siebter und achter noch je ein keltisches Standbild aus dem zwar entfernten, damals aber kulturell einheitlichen Umland, nämlich das eine aus Raibreitenbach (Krs. Erbach/Odenwald) und eines anderes aus Birkach (Landkreis Rothenburg o. T.). Auf diese Gruppe weitläufig benachbarter Funde beschränkt sich der folgende Vergleich.

In Stockach fand sich in einem ursprünglich im Durchmesser 10 m breiten, jetzt auf 13 m verschleiften Hügel eine 75 cm hohe, vielleicht schon in keltischer Zeit angeköpfte Figur aus Stubensandstein, die der älteren oder mittleren Hallstattzeit, etwa dem 7. Jh. v. Chr. zugeordnet wird (Bild 2). Zürn schätzt sie 1–2 Jh. älter als diejenige aus Hirschlanden (Zürn: Vorbericht, S. 32, Ipek, S. 66; dagegen vermutet Dannheimer: ältere Hallstattzeit, a. a. O. S. 47). Sie zeigte wohl auch im ursprünglichen Zustand nur Kopf und Rumpf ohne Glieder. Die Dreiecke auf der Brust mögen ein textiles Muster darstellen (Zürn: Ipek, S. 65), vielleicht einen Umhang (Röder: Denkmalpflege, S. 69). Jedenfalls waren Dreiecksmuster aller Varianten ein von den Kelten bis zur Zeitwende hin bevorzugter Zierat (Moreau, a. a. O. S. 71; Münzer, Paul: Der Silberring von Trichtingen, S. 55). In der primitiven Art ihrer Dar-

stellung erreicht diese Figur nicht einmal den «künstlerischen» Rang der grob ausgeführten Teile der Hirschlandener Figur. Gegenüber deren wohlproportionierten, harmonischen Rücken-, Becken- und Beinpartien verkörpert sie ein krasses Mißverhältnis an künstlerischer Qualität. Am Stockacher Grabhügel hatte zu Füßen der Steinfigur ein Tongefäß gelegen, was den Schluß auf Opferkulte vor der Steinfigur nahelegt (Zürn: Ipek, S. 65).

Eine andere, 1,62 m hohe Figur aus grobkörnigem, rotem Buntsandstein ist in Stammheim gefunden worden (Bild 3). Mit dem Hirschlandener Vergleichsstück hat sie die zeitliche Zuordnung zur späteren Hallstattzeit, also zum 6. und beginnenden 5. Jh. v. Chr. (Zürn: Ipek, S. 65), eine ähnliche flache und unbeholfene Ausführung des Gesichts, die phallische Darstellung, im übrigen auch den kargen Aushub der Arme gemeinsam. Der Schluß, das Hirschlandener Stück könne für die Steinfigur in Stammheim Pate gestanden haben (Zürn: Ipek, S. 65 f.), ist trotz oder gerade wegen der weit überlegenen bildhauerischen Qualität des ersteren und ungeachtet der andersartigen Ausgestaltung nicht von der Hand zu weisen. Dieses auch deshalb nicht, weil ithiphallische Abbildungen sonst keine frühkeltische Eigenart waren.

Den keltischen Grabhügel von Kilchberg (Bild 4) umgab ein Steinkranz von 13 m Durchmesser. Ursprünglich hatte der Hügel nur ein einziges Grab enthalten; es ist anhand der darin aufgefundenen Keramikreste der älteren Hallstattzeit, also dem 8.–7. Jh. v. Chr. zuzurechnen. (Beck: Kulturdenkmale in Baden-Württemberg S. 1.) Bei der Anlage eines zweiten Grabes, das sich nach den Beigaben auf die jüngere Hallstattzeit, etwa das 6. Jh. v. Chr.

Bild 4: Der Grabhügel von Kilchberg (Landkreis Tübingen), wie er sich heute dem Betrachter darbietet.



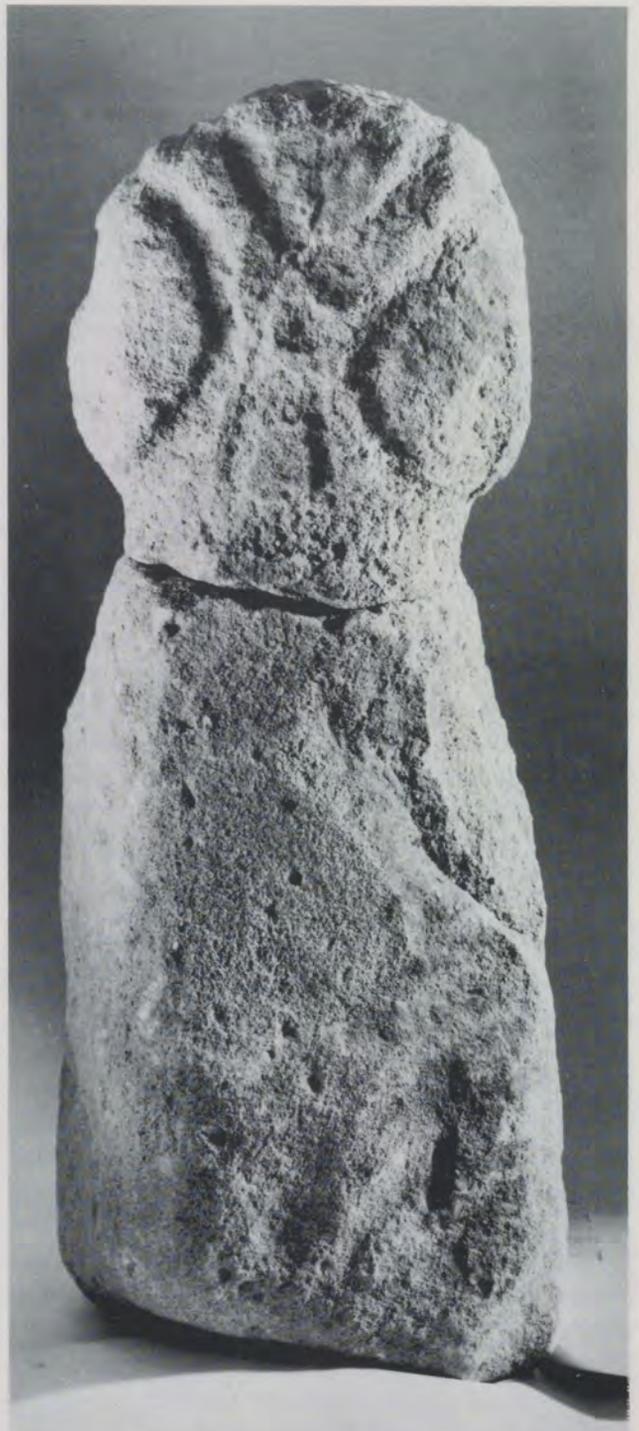


Bild 4a und 4b: Das ca. 120 cm hohe Standbild vom Grabhügel in Kilchberg (Vorder- und Rückseite). Der Verfasser wirft die Frage auf, ob es sich um Kopf und Rumpf einer Figur handelt oder um einen kopflosen Torso.

datieren läßt (Beck, a. a. O. S. 2), wurde das ältere Grab größtenteils zerstört. Ein zum jüngeren Grab gehörendes 1,20 m hohes Standbild aus Stubensandstein (Bild 4a und 4b) fand sich außerhalb des Steinkranzes; es war – wie die Hirschlandener Figur – beim Sturz von der Spitze des Hügels über den Steinkranz getragen worden. A. Beck mag recht haben, wenn sie sagt: *Der Kopf ist auf Vorder- und Rückseite mit verschiedenen geometrischen Mustern überzogen*

(a. a. O. S. 1). Es scheint jedoch eher, daß der Kopf der Figur verloren gegangen ist und daß die oberen Teile mit den typischen geometrischen Mustern, ähnlich wie beim Stein aus Stockach, als Brustumhang zu deuten sind. Die naive Machart der Figur läßt sich bestenfalls mit den primitiv gearbeiteten Teilen der Hirschlandener Figur vergleichen. Die großräumige Grube des jüngeren Grabes war mit einer Schicht von Steinen abgedeckt. Darunter



Bild 5 und 6 (oben): Die beiden Bruchstücke von Skulpturen, die im Kilchberger Grabhügel gefunden worden sind. – Bild 7 (unten): Die bei Ilsfeld (Landkreis Heilbronn) gefundene, 6,8 cm hohe Bronzestatuetten wird für eine Votiv-Figur gehalten.

fanden sich Bruchstücke zweier weiterer Steinfiguren (Bild 5 und 6); die letztere scheint unfertig geblieben zu sein.

*Alter und Herkunft dieser Stelen lassen sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Da es sich um eine Wiederverwendung handeln dürfte, kann angenommen werden, daß sie in die Zeit des älteren Grabes gehören. Die eine zeigt eine einfache Gesichtsbildung, bei der anderen Figur (Bild 5) ist das Gesicht auf die Darstellung der Augen reduziert, auf der Brust trägt sie drei Winkel.* (Beck, a. a. O., S. 2) Man kann aber bei dem in Bild 5 wiedergegebenen Bruchstück bezweifeln, daß der Torso mit dem Kopf endet. Vielleicht handelt es sich stattdessen auch in diesem Falle beim oberen Teil um ein restliches Stück Oberkörper mit Brustumhang und Halsansatz. Dann hätten wohl auch diese beiden Figuren ihr jetziges Aussehen dadurch erhalten, daß sie notdürftig wieder instandgesetzt wurden: Das obere Stück des geköpften Torsos könnte – eingekragt – zum Kopf umgestaltet und das neue Gesicht im wesentlichen durch Augen- und Mundlöcher erkennbar gemacht worden sein.

Eine 6,8 cm hohe Bronzestatuetten fand man bei Ilsfeld (Bild 7), nur 28 km von Hirschlanden entfernt (Fundbericht aus Schwaben, NF 7, 1932, S. 39). Wegen ihrer geringen Größe und wegen der anbetenden oder abwehrenden Gestik der Arme wird die Statuette wohl zu Recht für eine Votiv-Figur gehalten (Weitnauer, a. a. O. S. 38, 49). Sie zeigt qualita-

tive Ähnlichkeiten mit den frühkeltischen Steinfiguren aus Stockach, Stammheim, Kilchberg und Hirschlanden. Ohne Begründung rechnet Weitnauer die Votiv-Figur dem 4. Jh. v. Chr. zu (Weitnauer, a. a. O. S. 38, 49); jedenfalls fehlen datierbare Fundumstände. Sollte sie jedoch entgegen Weitnauers Mutmaßungen ein bis zwei Jahrhunderte älter sein und sollte die Hirschlandener Figur einen



Gott dargestellt haben, so ließe die Nähe der Fundorte einen engen Bezug vermuten, und das gewiß berühmte steinerne Bild könnte das Muster für den Ilfelder Adorant gewesen sein. Zumindest ähnelt ihr die Votiv-Figur weit mehr als die übrigen Vergleichsstücke. Beide Plastiken tragen den gleichen kegelförmigen, randlosen Hut, der seinerzeit vielleicht die allgemein übliche, vielleicht auch eine sakrale keltische Kopfbedeckung gewesen sein dürfte. Ein gleichgeformter Hut aus Birkenrinde war dem Fürsten in dem prunkvoll ausgestatteten Grab aus dem 6. Jh. v. Chr. beigegeben worden, das 1978/1979 J. Biel bei Eberdingen-Hochdorf (Krs. Ludwigsburg) unter einem Grabhügel von einst 50 m Durchmesser erschlossen hat (Biel: Das Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf, S. 171). Mit ähnlicher Deutlichkeit und insofern anders als bei den übrigen Vergleichsstücken sind Kopf, Gesicht, Hals und Finger ausgearbeitet.

Die 1,05 m hohe keltische Halbfigur aus Blasensandstein, die in Birkach (Bild 8) entdeckt wurde, ordnet Dannheimer wegen der ähnlich kargen Zurichtung des Steinbildes und im Hinblick auf einige sonstige

stilistische Übereinstimmungen zeitlich wohl mit Recht demjenigen von Stockach zu, nämlich der Stufe Ha C der älteren Hallstattzeit (a. a. O. S. 47). Leider ist das mittlere Drittel der Figurenvorderseite durch eine spätere Einmeißelung («IVKB, 1572»?) gestört; der Stein scheint in der Neuzeit als Grenzstein wiederverwendet worden zu sein. Rückseitig ist die Figur nur oberflächlich aus dem Stein herausgearbeitet. Da der Rücken nur im oberen Drittel geglättet ist, schließt Dannheimer, der Stein sei ursprünglich bis etwa zu zwei Dritteln im Boden eingegraben gewesen (a. a. O. S. 47). Gleiches könnte man hinsichtlich der Stockacher Figur mutmaßen. Aber solch tiefes Eingraben wäre aus Gründen der Statik nicht erforderlich gewesen, und es hätte den optischen Eindruck der Totenmale auf den Grabhügeln unnötig geschmälert.

Die plastische Ausgestaltung der oberen Brustpartie ließ den Gedanken aufkommen, es könne sich um eine weibliche Figur handeln (Dannheimer: a. a. O. S. 43). Das aber ist schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil es die bislang einzige hallstattzeitliche Vollplastik einer Frauenfigur wäre.

Bild 8: Keltische Halbfigur aus Birkach (Landkreis Rothenburg o. T.)



Bild 9: Frühkeltische Sandsteinskulptur aus der Gegend von Raibreitenbach (Landkreis Erbach/Odenwald)



Eine weitere frühkeltische, 45 cm hohe Sandsteinskulptur wurde bei Raibreitenbach gefunden (Bild 9); leider ohne auswertbare Fundumstände. E. Anthes überraschte mit seiner Annahme, sie sei slavischen Ursprungs (Anthes: Bildwerk aus dem Odenwald, S. 38f). Die von ihm hierfür angeführten Indizien sind allerdings so wenig schlüssig, daß er keinerlei Zustimmung fand. In der Tat harmoniert der Raibreitenbacher Stein nach Stil, Machart, Motiv und Fundort – das Neckarland war keltisches Kerngebiet, nie aber slavisch beeinflusst – weitgehend mit den bisher verglichenen Steinfiguren. An seiner keltisch-hallstattzeitlichen Herkunft ist kaum zu zweifeln (Zürn: Vorbericht, S. 32 f). Die Streifen am Unterarm könnten als Ärmelenden und der Saum am Hals als Bestandteil der Kleidung gedeutet werden (Anthes: a. a. O. S. 38). Nicht auszuschließen ist jedoch, daß es sich bei diesen beiden Partien um die üblichen keltischen Arm- und Halsringe (so Zürn: Vorbericht, S. 33) gehandelt haben könnte. Anthes versucht, der gewinkelten Haltung der Arme symbolischen Sinn zu unterlegen (a. a. O. S. 38) und sieht sich – selbstverständlich nicht vergeblich – nach zeitgleichen mittelmeerischen Standbildern mit ähnlichen Armhaltungen um. In Wirklichkeit drängt sich jedoch diese Anordnung der Arme bei der Steinbildhauerei, insbesondere bei anspruchloser, geradezu auf: Eng dem Oberkörper angepaßte Arme und Hände lassen sich nämlich nicht nur mit geringstem Aufwand aus dem Steinblock herausarbeiten, sie brechen auch weniger leicht ab, weil sie verhältnismäßig großflächig mit dem Oberkörper verbunden bleiben.

Alle diese acht bisher dem Hirschlandener Steinbild gegenübergestellten hallstattzeitlichen Figuren sind ähnlich ausgeführt – ohne Beherrschung der natürlichen Formen und Größenverhältnisse; ihr unbeholfener Ausdruck verweist sie eher noch unter das Niveau von Kopf und Armen der Hirschlandener Figur.

Das leider nur bruchstückhafte, noch 1,25 m hohe keltische Fundstück aus Steinenbronn (Bild 10) besteht aus großkörnigem, gelbgrauem Stubensandstein. Wegen der vierseitig ausgehauenen, stilisierten Ornamente mit naturalistisch-tierhaften Ranken datiert man diesen Stein in die frühe Latènezeit, also etwa in die Zeit zwischen 450–250 v. Chr. (Zürn: Ipek, S. 65). Die seitlichen Randstreifen zeigen einen ebenso geschlossenen wie stilbewußten Gesamtaufbau des Steinmales auf. Das nur kurze Stück des linken Unterarmes (oder ist es ein rechter, überdies sechszehiger Fuß?) ist von feinerer Machart als Unterarme und Hände des Hirschlandener Standbildes. Zwischen der Bildhauerei der Hallstatt- und der



Bild 10: Dieses Bruchstück einer Skulptur – die Höhe beträgt 125 cm – stammt aus Steinenbronn (Landkreis Böblingen); es fällt auf durch die stilistisch geschlossene Herausarbeitung der Ornamente, die bildhauerische Qualität begründet die Datierung in die Zeit zwischen 450 und 250 v. Chr. – also in die frühe Latènezeit.

Latènezeit liegt jene merkliche Schwelle, an der sich aus heutiger Sicht ein echtes Kunstschaffen aus bloßer handwerklicher Ornamentik herausgebildet hat, die also eine «Noch-nicht-Kunst» von einer durch Könnner entwickelte, vertiefte und weitergetragene Kunst im Wortsinne trennt. Danach ist das latènezeitliche Standbild aus Steinenbronn mit den bisher erläuterten frühkeltischen Werken kaum vergleichbar, sondern verkörpert fast beispielhaft die unterschiedliche Fortentwicklung in aufeinanderfolgenden Stilepochen.



Bild 11: Doppelgesichtige Skulptur aus Holzgerlingen (Landkreis Böblingen). Höhe: 230 cm

Ein in Holzgerlingen geborgenes, doppelgesichtiges Steinbild (Bild 11) ist trotz Fehlens begleitender Fundumstände ebenfalls der Latènezeit, wohl der 1. Hälfte des 4. Jh. v. Chr. zuzuordnen (Zürn: Ipek, S. 65; Weitnauer, a. a. O. S. 37). Mit seiner Höhe von 2,30 m ist es die einzige überlebensgroße Steinfigur, welche die Kelten nördlich der Alpen hinterlassen haben. Das Motiv der Doppelgesichtigkeit gilt als ursprünglich etruskisch (Keller, Werner: Die Etrusker, München/Zürich 1970, S. 179; Moreau, a. a. O. S. 254 mit Abbildung 55). Ein in vielem ähnliches doppelgesichtiges Gegenstück ist in La Roqueperouse (Provence) gefunden worden (Weitnauer, a. a. O. S. 37; er sieht in ihm einen doppelgesichtigen Hermes). Auch die Holzgerlinger Figur ist hinsichtlich der Proportion, der Bearbeitungstechnik und der verfeinerten Oberflächenbehandlung (Röder: Denkmalspflege, S. 71) den geschilderten hallstattzeitlichen Steinmetzfiguren deutlich überlegen. Im folgenden bleibt daher das latènezeitliche Standbild von Holzgerlingen aus gleichen Gründen wie dasjenige aus Steinenbronn außer Betracht.

Das Entstehungsdatum einer vollplastischen, 2 m hohen Bundsandsteinfigur aus Wildberg ist ungeklärt, die ursprünglichen Fundumstände sind unbekannt. Sie wird zwar von manchen für keltisch gehalten (Knorr: Die Steinfigur von Wildberg, S. 5 ff.; Weitnauer, a. a. O. S. 37), ist aber eher alemannischen, merowingischen, fränkischen oder frühromanischen Ursprungs (Zürn: Ipek, S. 65, Anm. 21). Schon wegen ihrer beträchtlich besseren künstlerischen Qualität – sowohl in den Proportionen als auch in den bis ins kleinste ausgearbeiteten Einzelheiten – ist diese Wildberger Figur in der Vergleichsreihe der Steinfiguren aus frühkeltischer Zeit systematisch nicht unterzubringen. Aber selbst wenn es als ein atypisches frühreifendes Kunstwerk der späten Latènezeit anzusprechen wäre, fehlt es auch in diesem unwahrscheinlichen Falle – weit mehr noch als bei den Vergleichsstücken aus Steinenbronn und Holzgerlingen – an nennenswerten Übereinstimmungen mit der Hirschlandener Figur. Daher hat das Wildberger Standbild hier erst recht außer Betracht zu bleiben.

Unter den miteinander verglichenen frühkeltischen Stücken ist also die Einmaligkeit des Hirschlandener Standbildes unverkennbar (vgl. auch Zürn: Vorbericht, S. 33; Dannheimer, a. a. O. S. 48). Es ist stil- und systemwidrig, und zwar sowohl wegen seiner insgesamt gesehen überlegenen künstlerischen Gestaltung als auch wegen der qualitativ so deutlich unterschiedenen beiden Stilelemente, die an ihr festzustellen sind.

Bislang ist in der archäologischen Literatur einhellig die Auffassung vertreten oder hingenommen worden, die Stilunterschiede am Hirschlandener Standbild seien dadurch zu erklären, daß sein keltischer Schöpfer zwar von der überlegenen mittelmeerischen Figurendarstellung und wohl auch Bearbeitungstechnik stark beeinflußt gewesen sei, daß er sie sich aber dennoch nicht völlig zu eigen gemacht habe.

Dagegen wird hier die These aufgestellt: Diese Figur zeigt heute nicht mehr das ursprüngliche, also unverändert gebliebene Werk ein und desselben von mittelmeerischer Steinplastik beeinflussten oder gar dort geschulten Künstlers. Anders als in ihrem jetzigen Zustand war sie zwar einst als stileinheitliches südländisches Kunstwerk geschaffen worden, und zwar durchweg mit derselben Kunstfertigkeit, die dem jetzigen Aussehen von Beinen, Becken und Rücken entsprach. Aber irgendwann danach wurde sie gewaltsam verstümmelt; und dann erst gestaltete ein keltischer Ausbesserer diejenigen Partien des verbliebenen Torsos neu, über deren unharmonische Primitivität wir uns wundern. Die ursprünglichen, unbestreitbar künstlerisch zu wertenden Teile der Figur entsprechen qualitativ den mittelmeerischen Steinplastiken jener Zeit, die primitiven dagegen sind von ebenso frühkeltischer Art wie die mit ihnen verglichenen hallstattzeitlichen Standbilder, die naiv und fast kindlich anmutend ausgeführt sind.

Auszuschließen ist dabei die Vorstellung, es handle sich bei diesen Stilbrüchen um gewollten Inhalt künstlerischer Aussage. Die hallstattzeitliche Steinplastik hat die Stufe naiver Uneinheitlichkeit nie überwunden und zeigte sich figürlichen Proportionen nie so gewachsen, daß sie Effekte mittels beabsichtigter Disharmonie hätte anstreben und gar noch erzielen können.

Jedenfalls war von der überlegenen figuralen Kunst der Griechen oder Etrusker bis zur Latènezeit nichts Merkliches übernommen. Erst recht kennen wir sonst keinen Fall, daß eine Figur sowohl aus meisterlich gefertigten «mittelmeerischen» Teilen wie auch aus Partien von ungeübter keltischer Hand besteht.

#### Menschen- oder Götterbild?

Es wäre interessant zu wissen, ob das Standbild bei den Kelten vor oder nach seiner mutmaßlichen Verstümmelung einen Gott, ein zu den Göttern erhabenes Stammesoberhaupt, einen Fürsten, einen

Druiden oder einen sonstigen mächtigen Lebenden oder Toten darstellen sollte. Alle Keltenstämme verehrten eine Anzahl gemeinsamer Götter in Menschengestalt (Moreau, a. a. O. S. 101 ff.) wie z. B. Lug, Taranis, Teutates, Hesus und Ogmios, den Totenführer. Außerdem gab es eine Menge lokaler Gottheiten und Heroen (Moreau, a. a. O. S. 108; Weitnauer, a. a. O. S. 25; Hatt, a. a. O. S. 257 ff.), deren Darstellung in den hier betrachteten Steinbildern zwar unwahrscheinlich, doch nicht völlig auszuschließen ist. Mitunter wird bestritten, daß es aus der Zeit vor der römischen Besetzung keltische Götterstatuen gegeben habe (erwähnt und bejaht: Moreau, a. a. O. S. 108). Ein religiöses Verbot der Götterdarstellung könnte diese Vermutung erklären. Jedoch – abgesehen von den eindeutigen (weil doppelgesichtigen) Götterfiguren aus La Roquepertuse und Holzgerlingen – liegt eine Aussage Cäsars vor, derzufolge unter den gallischen Götterbildern diejenigen des Merkur am häufigsten seien (*Deorum maxime Mercurium colunt; huius sunt plurima simulacra* (G. Julius Cäsar: *De bello gallico* 6, 17). Auch Lucan bestätigt dieses und fügt hinzu, diese Götterbilder seien kunstlos (*simulacra maesta deorum arte carent*) und nichts anderes als grob behauene Baumstämme (M. Annaeus Lucanus: *Pharsalia* III, 412 f.; Weitnauer, a. a. O. S. 25).

Da schon den Kelten der Hallstattzeit die griechischen, römischen und etruskischen Götterfiguren bekannt waren, hätte es der römischen Besetzung nicht bedurft, um sie erst von da ab zur Herstellung von Götterfiguren anzuregen. Da außerdem Holz viel leichter zu bearbeiten ist als Stein, kann als sicher gelten, daß in der vorrömischen Zeit keltische Götterbilder nicht nur aus Stein, sondern auch aus Holz gefertigt wurden (vgl. auch Moreau, a. a. O. S. 108; Weitnauer, a. a. O. S. 25).

Zürn (Vorbericht, S. 36; Ipek, S. 63; Ausgrabungen, S. 215, ebenso Denkmalpflege, S. 68) hält das Hirschlandener Standbild für das Abbild des im oberen Zentralgrab Nr. 13 beerdigten, allem Anschein nach prominenten Mannes.

Wenn es Menschen gewesen sein sollten, deren Andenken man in jener Epoche, die allgemein die «Fürstengräberzeit» genannt wird, in Stein oder Holz bewahren wollte, dann hat es sich so gut wie sicher um Aristokraten im Sinne der damaligen Sozialordnung gehandelt. Wären steinerne Statuen auf Gräbern ein allgemeiner Bestattungsbrauch gewesen, gleichgültig ob sie nun einen Gott oder einen Verstorbenen dargestellt haben, dann hätten uns derartige Standbilder nicht als Ausnahme, sondern in Mengen erhalten geblieben sein müssen. Auch Grabhügel mit mehreren Gräbern waren – wenn

überhaupt – fast stets mit nur einer Figur, manchmal auch mit einem wenig oder gar nicht bearbeiteten Steinfeiler (Zürn: Fundberichte aus Baden-Württemberg, Band 4, S. 75) ausgestattet. Ein Götterbild auf dem Grabhügel hätte alle darunter Bestatteten geehrt, dagegen hätte ein Menschenbildnis, das jeweils nur einem einzigen von ihnen gewidmet gewesen sein konnte, eine weithin sichtbare Hervorhebung nur dieses einen und damit auch die indirekte Herabsetzung der anderen dort Beigesetzten bedeutet.

Es liegt nahe, daß ein für damalige Zeiten so außergewöhnlicher Beschaffungsaufwand wie für das Hirschlandener Standbild wohl kaum zugunsten eines Sterblichen oder Verstorbenen erbracht worden wäre, wenn er den Unsterblichen nicht wenigstens gleichermaßen zugestanden worden wäre. Welch selbstüberheblichen Personenkult müßte sonst damals der Auftraggeber getrieben haben, wenn er sein oder eines anderen Menschen Standbild hätte schaffen lassen, Gleichwertiges aber den Göttern verweigert haben würde?

Ein bescheidenes Indiz für die Gotteseigenschaft solcher Figuren liefert uns der Stockacher Fund, bei dem die Reste eines Tongefäßes auf kultische Opfer vor jenem (Zürn: Ipek, S. 65) und damit vermutlich ebenso vor anderen Standbildern schließen lassen; Opfer wurden Göttern, nicht aber Menschen gebracht.

Auch ein psychologischer Umstand eher beiläufiger Art spricht für die Widmung jener Steine als Götterbilder. Bei Götterdarstellungen kam und kommt es nicht auf Porträt-Richtigkeit an, sondern nur auf die Stimmigkeit der Ikonografie. Abbilder von Menschen dagegen, die man mit deren Aussehen vergleichen kann, werden immer an der Porträt-Ähnlichkeit genossen; sind sie nicht «treffend», gelten sie oft als mangelhaft und unzulänglich. Vergleichen nicht ausgesetzte, demnach vermeintlich zutreffendere Götterbilder herzustellen und kultisch zu verehren, mag daher sowohl Künstlern als auch Betrachtern seit jeher um einiges näher liegen.

Einen weiteren Hinweis auf die mutmaßliche Gottesbedeutung all dieser keltischen Grabhügelsteine könnten die Funde vom Kilchberger Grabhügel liefern. Dort ist die Überlegung gegenstandslos, welchen Bestatteten das Standbild darstellen könnte, denn hier entfallen möglicherweise zwei oder drei Figuren auf einen einzigen Toten. Auf dem älteren Grab standen einst entweder alle drei Figuren oder – wie es scheint – nur die zwei kleineren aus der Steinpackung des späteren Grabes. Jedenfalls gab es dort nur einen Beerdigten, aber mehrere Standbilder. Wenn auf dem jüngeren Grab nur der größte

der drei Steine gestanden haben sollte, so brächte der Umstand, daß damit das Standbild auf den einzigen Beerdigten entfiel, kein Licht in die offene Frage. Wenn aber die beiden kleineren Steine, sei es auch nur wiederverwendet, gewissermaßen als Seniorpartner mit auf dem Hügel gestanden haben sollten, dann wären sie zu dritt auf einen einzigen, nämlich den zuletzt Beerdigten gekommen. Im letzteren Fall dürften Standbilder und Beerdigter nicht dieselbe Person betroffen haben. Dann wäre rückschließend zu vermuten, daß dementsprechend auch die Standbilder auf den anderen keltischen Grabhügeln nicht Beerdigte dargestellt haben, sondern Götter. Am ehesten könnten diese Figuren den gewissermaßen rituell und sachlich zuständigen Totengott und Seelenführer Ogmios verkörpert haben. Die zweite und dritte Figur aus Kilchberg wären dann dieser Vermutung zufolge entweder andere Götterfiguren oder erneut verwendete Ogmios-Statuen.

Wenn auch die Frage, ob die Standbilder Götter, Menschen oder fallweise das eine oder andere dargestellt haben, letztlich als noch ungeklärt hingenommen werden muß (Kimmig: Heuneburg, S. 118), so wird im folgenden angesichts des Übergewichtes der Indizien davon ausgegangen, daß das Hirschlandener Standbild einen Gott – am ehesten den Ogmios dargestellt habe.

Wie auch die richtige Antwort lauten mag, sie gilt nicht nur für die wenigen Steinfiguren, die uns erhalten geblieben sind, sondern auch für die vermutlich vielen aus Holz gefertigten (Vorbericht, S. 32; Zürn: Ipek, S. 64; Kimmig: Heuneburg, S. 117; Weitnauer, a. a. O. S. 25), die spurlos verrottet oder vernichtet worden sind.

Man fragt sich vergeblich, weshalb gerade die prächtigen, großen Fürstengräber, die vom ausgehenden 7. Jh. ab, und zwar nur bis etwa 550, spätestens 500 v. Chr. (Germania 44, 1966, S. 82; Kimmig: Kulturbeziehungen, S. 75, 80; Vorgeschichte, S. 50) angelegt worden waren, nicht auch mit Standbildern gekrönt worden sind (Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 28; anders Kimmig: Heuneburg, S. 117). Diese Grabhügel hatten einst Höhen bis zu 13 m und Durchmesser bis zu 100 m. Der Grabhügel vom Magdalenenberg bei Villingen bestand aus 46 000 cbm aufgeschütteter Erde (Lorenz: Bemerkungen zum Totenkult, S. 139). Derartige Fürstengräber aus der unmittelbar geographischen, kulturellen, gewiß auch politischen Nähe zur Hirschlandener Anlage häufen sich im mittleren Neckarland vorwiegend um den keltischen Fürstensitz am Hohenasperg. Ähnliches gilt für eine Reihe von Großgräbern um die Heuneburg. Die Handelsbeziehungen, die der

reiche und prunkliebende keltische Adel zu dem mittelmeerischen Kulturbereich unterhielt, und zwar zum großgriechischen wie auch zum etruskischen, waren sehr rege. Diesen Fürsten wäre es gewiß um vieles leichter gefallen, Standbilder oder Künstler aus dem Süden zu beziehen, als jenem weniger einflußreichen Personenkreis, dem die nicht gerade luxuriöse Grabstätte bei Hirschlanden errichtet worden ist. Kimmig, Zürn und Dannheimer meinen (Kimmig: Heuneburg, S. 117; Zürn; Ipek, S. 64; Dannheimer, a. a. O. S. 50, Anm. 37), es seien hölzerne und inzwischen spurenlos vergangene Figuren gewesen, die einst auf diesen Fürstenhöfen gestanden hätten.

Es mag sein, daß Holzfiguren auf Haupt- oder Nebengräbern üblicher waren, als es heute erkennbar ist. Sie dürften sich auf der lose aufgeschütteten Hügelerde nicht allzu lange gehalten haben – jedenfalls nicht so lange wie ihre stützenden Steinpackungen. Aber selbst wenn man in den Grabhügeln systematisch nach Resten solcher Steinpackungen suchen würde, wäre in den meisten Fällen damit zu rechnen, daß auch diese bei der Erosion der Grabhügel frühzeitig freigelegt wurden, so daß die Steine den Hügel hinabgerollt und bei späterer Überackung vorrangig weggeräumt worden wären.

Nach alledem ist nicht anzunehmen, daß alle Grabhügel mit hölzernen oder steinernen Figuren oder wenigstens Pfeilern gekrönt gewesen sind. Lorenz hält allerdings eine oberflächliche Kennzeichnung der einzelnen Gräber durch Holz- oder Steinmarkierungen für wahrscheinlich. Nur so sei nämlich erklärbar, daß verhältnismäßig wenige Grabüberschneidungen vorgekommen seien (Lorenz: Bemerkungen zum Totenbrauchtum, S. 139–141).

### Fragen nach der Herkunft

Hallstattzeitliche Steinbilder sind sich nur in ihrer naiven Machart und figürlichen Unzulänglichkeit ähnlich, keinesfalls lassen sich daraus Merkmale eines bildhauerischen Stiles ableiten. Die kunstvollen Teile der Hirschlandener Figur liegen dagegen dermaßen hoch über dem zeitgenössisch bildhauerischen Niveau der Kelten, daß es ausgeschlossen ist, einer der ihnen habe sie ohne regelrechte steinbildhauerische Ausbildung irgendwo im Süden zuwege gebracht. Wenn er südlich der Alpen auf einem Kriegs- oder Handelszug Standbilder lediglich zu sehen bekommen hatte, so konnte das allein ihn nicht dazu befähigen, sie in ähnlicher Qualität nachzubilden. Also bleibt es dabei, daß die Figur in ihrer ursprünglichen Form nicht keltischer, sondern griechischer oder etruskischer Herkunft war.

Es ist bei handwerklichen, aber auch bei künstlerischen Erzeugnissen aus jener Zeit häufig schwer, sie als etruskisch oder griechisch zu erkennen (Herrmann: Grafenbühl, S. 95, Anm. 78), zumal die Etrusker neben anerkannt schöpferisch-bildhauerischen Fähigkeiten auch über ein hohes Maß an Nachahmungstalent verfügten (Herrmann: Grafenbühl, S. 102). Hinzu kommt, daß seinerzeit ein reger griechisch-etruskischer Zwischenhandel stattfand (Herrmann: Grafenbühl, S. 101 und Keller, a. a. O., S. 177), der manche Spuren der Herkunft verwischt und der durchaus auch die Hirschlandener Figur zum Gegenstand gehabt haben könnte. Wäre dieses anspruchsvolle Kunstwerk nicht zerstört und durch die Ausbesserung zusätzlich verändert worden, dann wäre sein Ursprung wohl um einiges leichter bestimmbar. So aber besteht kaum Aussicht, daß Ort und Zeitpunkt seines Entstehens noch zu ermitteln sein werden. Es ist nicht auszuschließen, daß die Figur aus einem Randgebiet stammt, in dem Italiker griechischem oder etruskischem Einfluß ausgesetzt waren. Würde sie aus einem solchen Grenzgebiet stammen, so könnte es allein schon die dortige völkisch-kulturelle Verschmelzung erklärlich machen, daß sie merklich von der Norm griechischer oder etruskischer Steinfiguren abweicht. Es wäre daraus aber noch nichts zum Qualitätsgefälle zwischen den verschiedenen Teilen der Figur herzuleiten, sofern man sie – nach bislang einhelliger Ansicht – ein und demselben Steinbildhauer zuschreibt. Letzte Zweifel werden außerdem bleiben, ob der Künstler ein Grieche war – wie ich es annehme – oder ein Etrusker, ein Italiker oder aber ein in einer südländischen Werkstatt ausgebildeter Kelte. Zu letzterem neigt Zürn (Zürn: Ipek, S. 64; Ausgrabungen). Ein Kelte als Schöpfer der Figur in ihrem ursprünglichen Zustand wird allerdings dann kaum in Frage kommen, wenn sich doch noch herausstellen sollte, daß die Figur nicht im näheren Hirschlandener Umkreis angefertigt wurde, weil es nämlich dann irgendwo im fernen Etrurien, Südgallien oder etwa an der nördlichen Adria der Fall gewesen sein müßte. Wenn sie als Erzeugnis einer mittelmeerischen Schule an ihren jetzigen Fundort gelangt sein sollte, so würde es sich um den ältesten und gleichzeitig bedeutendsten Kunstimport ins hallstattzeitliche Keltengebiet nördlich der Alpen gehandelt haben, von dem wir Kenntnis haben. Die Figur könnte Ware oder Geschenk mittelmeerischer Handelspartner (Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 28), vielleicht auch ein unfriedlicher Import, also ein Beutestück aus dem etruskischen Oberitalien oder – eher – aus einer großgriechischen Siedlung im südlichen Frankreich gewesen sein.

Sollte sich herausstellen, daß der verwendete Stein aus der Gegend von Hirschlanden stammt und damit der Herstellungsort hier und nicht irgendwo im Süden zu suchen ist, dann bliebe immer noch offen, ob es ein freiwillig oder ein gezwungenermaßen zugewanderter südländischer oder möglicherweise auch ein keltischer Bildhauer war, der die Figur an ihrem Fundort schuf. Wäre es ein mit südländischer Steinbildtechnik vertraut gemachter Kelte gewesen, der aus hirschlandischem Stein einen keltischen Stammesgott für seine keltischen Landsleute gehauen hätte, so müßte man trotz alledem darin ein «unkeltisches» Kunstwerk sehen – ein sozusagen abgedriftetes mittelmeerisches Kulturgut.

Seit dem 6. Jh. v. Chr., insbesondere seit dem Vordringen der Etrusker in die Poebene, unterhielten diese lebhaft Handelsbeziehungen zu den Kelten nördlich der Mittel- und Westalpen (Moreau, a. a. O. S. 23, 30, 89, 91; Kimmig: Vorgeschichte, S. 43, Kulturbeziehungen, S. 81, 86; Zürn: Vorbericht, S. 30 f.; Weitnauer, a. a. O. S. 24; Keller, a. a. O. S. 163 f., 176 ff.; Hatt, a. a. O. S. 94 ff.; Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 29; Moosleitner: Handwerk und Handel, S. 98.). Hätte der Lieferant der Figur seinen Handelssitz im etruskischen Oberitalien gehabt, so wären wegen des Gewichtes, der Größe und Bruchgefahr der ungewöhnlichen Fracht erhebliche Beförderungsschwierigkeiten zu meistern gewesen. Die Figur wäre in diesem Falle vermutlich auf einem Ochsen- oder Maultierkarren bis zum südlichen Alpenrand auf den mehr oder weniger gut markierten Handelswegen befördert worden. Dann, alpenaufwärts auf den streckenweise wegelosen Pässen, wäre wohl eine Belastungsprobe von Achsen, Rädern, Zugtieren und Begleitmannschaft der anderen gefolgt. Vielleicht hätte sich dabei ein robustes, zweirädriges Gefährt im Stil eines etruskischen Kampfwagens besser bewährt als ein vierrädriges. Erst von den nördlichen Alpenausläufern ab stand neben Saumpfadern zumindest streckenweise der bequeme Wasserweg mittels Floß oder getreideltem Kahn offen. Schwertransporte über die Alpen mit zerbrechlichem Gut blieben problematisch bis in die Neuzeit. Demgegenüber wäre die Anreise eines Steinbildners mit dem Auftrag, das Standbild an Ort und Stelle zu schaffen, um vieles einfacher gewesen. Wie es auch gewesen sein mag – es wäre sowohl die Lieferung eines steinernen Standbildes als auch seine Herstellung durch einen Etrusker im Keltentland nördlich der Alpen bislang ohne Beispiel.

Viel wahrscheinlicher stammte das Standbild oder der Künstler aus einer der vielen Stadtkolonien, die die Griechen an den Ufern des westlichen Mittelmeeres seit dem 6. Jh. v. Chr. angelegt haben. Eine

der blühendsten war das anfangs des 7. Jh. v. Chr. von den Phokäern gegründete Massilia, das heutige Marseille, das nicht nur durch seinen Seehandel, sondern auch durch seinen regen Binnenhandel mit dem keltischen Hinterland weite Ausstrahlungskraft besaß (Moreau, a. a. O. S. 30, 91; Kimmig: Heuneburg, S. 83 f.; Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 27 f.; Moosleitner: Handel und Handwerk, S. 98). An den unmittelbaren Berührungszonen mit den gallischen und iberischen Kelten übten griechischer Kunststil und griechische Bearbeitungstechnik ihren ersten merkbaren Einfluß auf deren Vollplastiken aus (Zürn: Ipek, S. 63 f.). Bei den entfernter wohnenden keltisch-ligurischen Stämmen zeigten sich solche Entlehnungen erst im 3. Jh. v. Chr. (Zürn: Vorbericht, S. 31), auf die keltische Steinbildhauerei nördlich der Alpen dürften sie vor der Latènezeit keine spürbaren Auswirkungen erlangt haben.

Zeugnisse griechischer Einfuhren finden sich in zahlreichen Keltengräbern, doch handelt es sich dabei fast durchweg um kleinere Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke aller Art. Kaum einer dieser Gegenstände ist schwergewichtig. Am schwersten wogen die üblichen großgriechischen Versandamphoren für Wein und Öl oder Weitmischkrüge, wie sie u. a. auf der Heuneburg gefunden wurden (Kimmig: Heuneburg, S. 82 f., Kulturbeziehungen, S. 78 ff., 83, und Vorgeschichte, S. 43). Der Gesamtüberblick über die griechischen Importwaren ist allerdings insofern nicht verlässlich, als sowohl in keltischer Zeit als auch danach die Grabräuberei gang und gäbe war. Größere und wertvollere Importgegenstände, wie etwa Standbilder, könnten durchaus häufiger als Beigaben in Gräbern oder auf Grabhügeln vorhanden gewesen, jedoch als bevorzugte Beute von Grabräubern und leider auch von Bilderstürmern unseren späten Nachweisen nicht mehr zugänglich sein. Der Antransport der ursprünglich vollständigen Hirschlandener Figur, die samt Standplatte mehr als 200 kg gewogen haben wird, warf natürlich weit größere Schwierigkeiten auf als der von Großkeramiken. Dafür aber war der Handelsweg über das Rhône-, Doubs-, Rhein- und Neckartal weniger beschwerlich als über die Alpenpässe.

Als vergleichbarer Schwertransport zu Lande und auf Binnengewässern ist aus jener Zeit nur die Anfuhr des griechischen, vermutlich aus Lakonien stammenden Bronzegefäßes zur Burgsiedlung von Vix (Herm, a. a. O., S. 174 f.) nahe dem heutigen Chatillon-sur-Seine bekannt. Diesen protzigen Mischkessel entdeckte J. Joffroy 1953 im Grab der Keltenfürstin von Vix. Mit etwa 1000 Liter Fas-

sungsvermögen ist er das größte bislang bekannt gewordene Flüssigkeitsbehältnis des Altertums (Moreau, a. a. O. S. 24; Herm, a. a. O. S. 174). Manche Importwaren sind schon damals nach dem Geschmack der Besteller ausgestaltet worden (Moreau, a. a. O. S. 91, 123; Kimmig: Kulturbeziehungen, S. 85); das mag auch bei diesem Kessel der Fall gewesen sein (Herm, a. a. O. S. 175), der vermutlich kultischen Zwecken diente (Hatt, a. a. O. S. 98). Er ist 1,64 m hoch und wiegt 208 kg. Von Massilia aus konnte er weite Strecken günstig auf Flüssen herangeschafft werden (Moreau, a. a. O. S. 25; Kimmig: Kulturbeziehungen, S. 83). Sein Weg nach Vix war kürzer, die Höhenunterschiede waren geringer und die Last weniger sperrig, überdies ist Bronze nicht so bruchgefährdet wie eine Steinfigur. Zu allem hin vermutet Joffroy, der Kessel sei in zerlegtem Zustand befördert und erst in Vix zusammengesweißt worden (ebenso Moreau, a. a. O. S. 24). Wäre dem so gewesen, dann wäre der damalige Antransport der Hirschlandener Figur bis hin zur Zeit der römischen Besetzung eine für Kelten beispiellose Speditionsleistung gewesen. Gleiches gälte für den Fall, daß die Figur über die nördliche Adria durch das Draotal und die Julischen Alpen, sodann über ostkeltische Handelswege (vgl. Moreau, a. a. O. S. 25, 89; Moosleitner: Handwerk und Handel, S. 89) zu ihrem Bestimmungsort verbracht worden wäre.

Jedoch auch für die näherliegende Alternative, daß nicht das Standbild, sondern der Künstler aus dem Süden geholt worden ist – sei es ein Grieche, Italiker oder ein jenseits der Alpen ausgebildeter Kelte gewesen –, gibt es einen markanten Vergleichsfall des Tätigwerdens südländisch geschulter Spezialisten im Land der nördlichen Handelspartner. Im keltischen Mitteleuropa der späten Hallstattzeit, etwa um die Mitte des 6. Jh., fand sich nur eine einzige Mauer aus luftgetrockneten Lehmziegeln anstelle der sonst gebräuchlichen Holzkastenmauern (*muri gallici*), eine fast 600 m lange Mauerflanke auf der Heuneburg. Nicht nur die Verwendung getrockneter Lehmziegel sowie deren quadratische Form und genaue Maße, sondern auch die bautechnischen Einzelheiten des Bollwerks entsprachen den griechisch-mittelmeerischen Vorbildern des 5. Jh. v. Chr. (Kimmig: Heuneburg, S. 47 ff.). Einen derartigen Festungsbau mit Methoden, wie sie nördlich der Alpen zuvor unbekannt waren, konnten die Kelten ebenfalls nicht aufgrund bloßer Augenzeugenberichte bewerkstelligt haben – er mußte in der Hand eines im Süden geschulten Architekten und Praktikers gelegen haben. Kimmig führt einleuchtende Indizien für die Annahme an, daß es kein Südlän-

der, sondern ein einheimischer Baumeister gewesen sei (Kimmig: Heuneburg, S. 55, 84, Kulturbeziehungen, S. 85; anders Moreau, a. a. O. S. 24, 118; Zürn: Ipek, S. 62; und Pauli: Keltisches Mitteleuropa, S. 27 ff.), der seine irgendwo am Mittelmeer erlernten Fertigkeiten beim Bau jener Mauer eingesetzt habe (Hierzu neigt schließlich auch Zürn: Ipek, S. 64).

Sollte das Hirschlandener Standbild weder an Ort und Stelle noch in Etrurien gefertigt, sondern großgriechischer Herkunft sein, so dürfte es am ehesten aus dem heutigen Marseille stammen oder wenigstens über diesen *graeco-gallischen* Umschlagplatz geliefert worden sein und zwar auf folgendem Weg: zunächst die Rhône, dann die einmündende Saone und sodann den Doubs aufwärts bis zum heutigen Audincourt. Unvermeidlich schloß sich ein Landweg von 60 km Luftlinie durch die burgundische Pforte an, querfeldein, denn in keltischen Siedlungsgebieten bestanden die Handelswege bestenfalls aus befahrbaren Saumpfadern, jedenfalls nirgends aus befestigten Kunststraßen (Moreau, a. a. O. S. 89; Weitnauer, a. a. O. S. 23). Dann erneut zu Wasser den Rhein abwärts und neckaraufwärts bis – wieder zu Lande – vom heutigen Bad Cannstatt aus nach etwa einem Dutzend Kilometern das Ziel erreicht war.

Vergleich mit den archaischen «kouroi»

Da die Auswertung der Gräberfunde aus dem Hirschlandener Hügel ergab, daß die Anlage um 600–500 v. Chr. benützt wurde, steht somit fest, daß die Figur auf der Hügelspitze zumindest nicht später als um 500 v. Chr. geschaffen worden ist (Hatt, a. a. O. S. 18, 86. Er datiert die Hirschlandener Figur auf Ende 6. Jh. v. Chr.). Damit ist sie die älteste lebensgroße Steinfigur im nordalpinen Keltengebiet. Wie immer ist es schwierig und selten zweifelsfrei, die Entstehungszeit keltischer Fundstücke anhand beigesellter datierbarer Importgegenstände festzulegen (Moreau, a. a. O. S. 132), zumal diese im Zuge späterer Wiederverwendung in andere Fundhorizonte gelangt sein können. Im Falle der Hirschlandener Figur erschwert ihre völlig ungewisse Herkunft die Datierung noch mehr. Sollte der Herstellungsort bei Hirschlanden gelegen haben, dann dürfte sie sogleich nach Fertigstellung, vielleicht auch erst mit der Anlage der letzten Gräber um 500 v. Chr. auf den Hügel verbracht worden sein. Es wäre zumindest unwahrscheinlich, daß das Standbild dort früher und womöglich zu einem anderen Zweck angefertigt worden wäre und daß es erst später als Kultgegenstand und Totenwächter auf dem

Grabhügel eine neue Verwendung gefunden hätte. Sollte dagegen der Herstellungsort südlich der Alpen gelegen haben, so könnte das Standbild durchaus lange vorher und mit anderer Widmung geschaffen worden sein, bevor es in die Hände der Kelten diesseits der Alpen gelangt ist.

Im folgenden sei versucht, ausschließlich aus den im ursprünglichen Zustand erhaltenen Teilen der Figur Rückschlüsse auf den Zeitpunkt ihrer Herstellung, auf ihre Herkunft sowie auf ihr einstiges Aussehen zu ziehen; sonstige Fundumstände bleiben außer Betracht. Also kann es hierbei lediglich auf das jetzige Aussehen der Beine, des Beckens, weitgehend auch des – stellenweise nur wenig nachbearbeiteten – Rückens sowie auf die äußeren Enden beider Schultern ankommen; also auf das, was nicht abgeschlagen wurde oder dem Meißel des Ausbesserers zum Opfer gefallen ist. Einen zusätzlichen Anhalt bieten auch die Proportionen von Beinen, Becken und Rumpf.

Allein daraus verlässliche Schlüsse ziehen und den unkeltischen Ursprung der Figur belegen zu wollen, erscheint gewagt, doch lassen die fast einheitlich-klassischehafte Machart und Pose, erst recht die übersichtliche Kulturszene, in der damals bis um 500 v. Chr. steinerne Standbilder ausgeführt wurden, durchaus schlüssige Ableitungen zu.

Die verbliebenen ursprünglichen Teile der Hirschlandener Figur lassen sich am ehesten der Steinbildhauerei in der archaischen Kunstperiode der Griechen zuordnen, die von Beginn des 7. bis zum Ende des 6. Jh. v. Chr. dauerte und deren erste Hälfte als «dädalisch» (Papastamos: Nationalmuseum, S. 17) bezeichnet wird. Etwa um 650 v. Chr. hatten griechische Bildhauer als erste in Europa damit begonnen, in enger, oft fast sklavischer Anlehnung an ägyptische Vorbilder vollplastische, freistehende Steinfiguren zu schaffen. Begrenzt ist daher der Vergleichszeitraum; er beginnt um 650 v. Chr. und reicht bis zum spätesten vermuteten Zeitpunkt der letzten Bestattungen im Hirschlandener Grabhügel, nämlich bis zur Zeit um 500 v. Chr.

Anders als die Ägypter verzichteten die Griechen auf Stützen oder auf Anlehnung der Standbilder an Wände oder sonstige Bauteile. Die männlichen Figuren – «kouroi» – stellten jugendliche Götter oder Jünglinge dar. Im Gegensatz zu den weiblichen «kourai» waren die kouroi stets unbekleidet. Nach ägyptischer Art trug der kouros sein gewelltes oder geflochtenes Haupthaar sorgsam gepflegt, die untere Stirn freilassend, im übrigen bis zur bloßen Schulter hin breit auseinandergehend. Hatte er einen Kinnbart – unter den griechischen Göttern kam das nur für Zeus oder Poseidon in Frage –, so war auch die-

ser säuberlich, fast geometrisch gestutzt und reichte bis ans Schlüsselbein. Die Augen blickten groß und starr; den Mund kennzeichnete das typische «archaische Lächeln». Beide Arme hingen an den Körperseiten herab; in dädalischer Zeit fast steif durchgestreckt, später leicht angewinkelt. Die Hände waren zu halbgeschlossenen, stets an die Oberschenkel gelehnten Fäusten geformt.

Von diesen bislang genannten typischen Merkmalen griechisch-archaischer Steinfiguren ist der Hirschlandener Figur keines mehr verblieben. Dennoch weist sie noch genug Ähnlichkeiten mit den archaischen kouroi oder deren Torsen auf.

Bei allen kouroi, wie auch beim «Hirschlandener», ist das Körpergewicht gleichmäßig auf beide Beine verteilt, jedoch ist das linke Bein leicht nach vorne gesetzt.

Begrenzt ist die Menge des Vergleichbaren, denn nur eine sehr bescheidene, zufallsbedingte Anzahl archaischer Steinfiguren hat die Stürme der Geschichte überstanden. Von ihnen seien hier markante Exemplare der Hirschlandener Figur gegenübergestellt. Und bei diesen beschränkt sich in unserem Falle die vergleichende Betrachtung auf das Becken und die Beine bis zu den Waden; allenfalls noch auf die Rückenpartie. Die Entwicklungsgeschichtlich besonders aussagefähigen Körperteile, nämlich Kopf- und Schamgegend, sind nicht mehr vorhanden oder so gründlich zerstört, daß sie zum Vergleich nichts beitragen können. Erschwerend kommt hinzu, daß die künstlerische Weiterentwicklung der archaischen Steinbilder im großgriechischen Raum weder allenthalben gradlinig verlief, noch überall zeitgleich qualitativ einheitlich vorstatten ging. Daher entstanden zu gleicher Zeit sowohl von der Norm abweichende, provinziell rückständige Steinbilder als auch bahnbrechende Werke, so daß Datierung und Entstehungsfolge der meisten kouroi ungenau und umstritten sind. Es ist demnach nicht auszuschließen, daß der Schöpfer der Hirschlandener Figur ein zweitklassiger Künstler war, der zwar den keltischen Barbaren mit einem rückständigen Werk durchaus Genüge tat, den aber seine griechischen Zeitgenossen als altmodisch eingestuft haben würden.

Aus der früharchaisch-dädalischen Kunstperiode (650–600 v. Chr.) sind nur wenige kouroi erhalten. Erst im dritten Viertel jenes 7. Jahrhunderts dürfte der kouros von Phigaleia entstanden sein (Buschor: Frühgeschichtliche Jünglinge, S. 12; Karosos, a. a. O. S. 73), der wohl als ältestes Vergleichsstück in Betracht kommt (Bild 12).

Dieser Torso ist leider gerade an den Bein- und Beckenpartien stark beschädigt. Mit dem «Hirschlan-

dener» hat er die schmale und tiefliegende Hüfte, die unmodelliert walzenförmigen Oberschenkel, die mangelhafte Abgrenzung der Bauchmuskulatur zur Leiste sowie die fast unprofilierten Knie gemeinsam. Im ganzen wirkt der kouros von Phigaleia wegen seiner schlanken Körperformen und weniger profilierten Flächen um einiges gefälliger, er ist weniger drall – doch von geringerer plastischer Lebendigkeit.

Etwa um die gleiche Zeit mag der lebensgroße kouros aus dem delischen Apolloheiligtum (Bild 13) entstanden sein (Buschor, a.a.O. S. 30; Karosos, a.a.O. S. 72).

Gegenüber dem «Hirschlandener» zeichnet den um einiges schlankeren delischen Torso eine lebhafter proportionierte Figürlichkeit sowie eine bessere Wiedergabe der Muskulatur aus. Die Oberschenkel

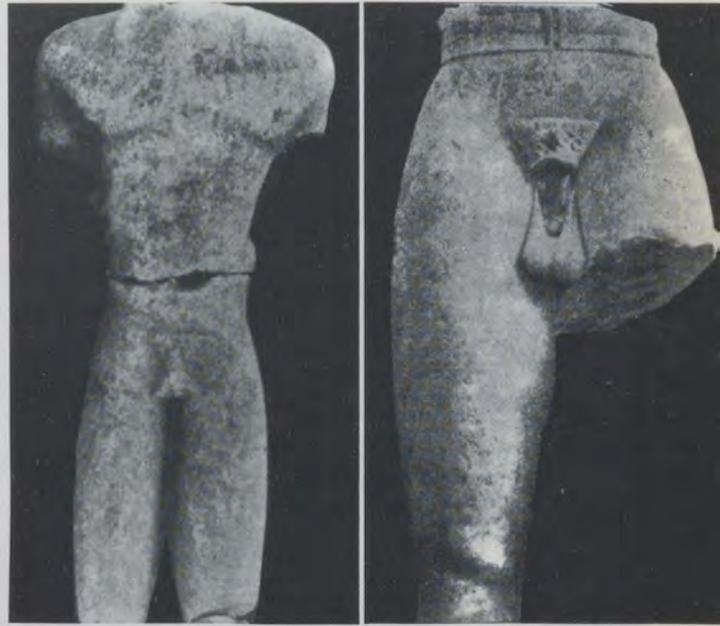


Bild 12 (oben links): kouros (= Jüngling, junger Gott) von Phigaleia. – Bild 13 (oben rechts): Fragment eines lebensgroßen kouros von Delos. – Bild 14 (unten): 305 cm hoher Marmorkoloß aus dem Poseidonheiligtum von Sunion (I)



verlaufen zum Knie hin schmäler, die Übergänge vom Schenkel zum Knie und von dort zum Wadenansatz sind deutlicher und mit anatomischem Verständnis profiliert. Die Schamhaare des delischen kouros sind nach zeitgenössischer Mode rasiert. Unüblich ist der Umstand, daß er einen Gürtel trägt. Der folgende Vergleich zeigt, daß der Meister dieses Standbildes seiner Zeit im figürlichen Können merklich voraus gewesen ist.

Der 3,05 m hohe Marmorkoloß aus dem Poseidonheiligtum von Sunion (I) ist fast völlig erhalten (Bild 14). Seine Entstehungszeit wird um 600 v. Chr. vermutet (Buschor, a.a.O. S. 26). Mit dem «Hirschlandener» hat er – außer einiger figuraler Fehlerhaftigkeit in den Proportionen – die fast ebenso plumpe Körperfülle, insbesondere der Oberschenkel, gemeinsam. Die Anatomie des Suniers ist deutlicher herausgearbeitet. Die Übergänge der Körperteile, insbesondere auch der Knie und Waden, beweisen besseren anatomischen Durchblick. Zwar sind die Unterschenkel übermäßig profiliert, doch zeigen die wichtigen Vergleichsflächen von Knien und Schienbeinen die Fortschrittlichkeit des Meisters von Sunion. Die gefällig ansetzenden Schienbeine verlaufen anatomisch richtig, nämlich leicht geschwungen und nicht so scharf gradkantig abgewinkelt wie beim «Hirschlandener». Schließlich setzen die Waden des «Suniers» nicht überhöht an und sind nicht gar so unförmig dick. Allerdings ist seine Rückseite ziemlich anspruchslos gestaltet. Fast scheint es, als habe ein Steinbildhauer mit viel geringerem Können

die Figur rückseitig vollends ausgearbeitet. So sind das Gesäß, vor allem aber die rückseitigen Partien der Beine von fast gleich profilarmer Qualität und Plumpheit wie die der Hirschlandener Figur, die sogar durch ihre drallere Anatomie im Vergleich eher gewinnt. In Anbetracht dieser anatomischen Mängel gebührt dem zuvor beschriebenen, besser proportionierten kouros von Delos der künstlerische Vorrang vor dem «Sunier», und damit wohl auch vor dem «Hirschlandener».

Die Ähnlichkeit mit den früharchaischen Standbildern von Phigaleia, Delos und Sunion zeigt es geradezu offensichtlich, daß auch dasjenige von Hirschlanden vor seiner Veränderung wie sie ein authentischer kouros fast gleicher Art gewesen ist. Folgt man dieser Annahme und legitimiert die klassische Archäologie den «Hirschlandener» als ursprünglich früharchaischen kouros, so erhöht sich deren karge Anzahl um einen gewissermaßen alten Neufund. Ginge man so weit, allein schon aus der künstlerischen Qualität der verglichenen Partien auf die zeitliche Entstehungsfolge der kouroi schließen zu wollen, dann wäre der «Hirschlandener» nach dem von Phigaleia und vor denen von Delos und Sunion einzuordnen, also im letzten Viertel des 7. Jh. Jedenfalls zählt er zur Gruppe der frühesten kouroi. Diese Ansicht wird zusätzlich durch den Umstand gestützt, daß die kouroi im Laufe der Zeit immer seltener aus

Bild 15: Die Zwillinge Kleobis und Biton aus dem delphischen Apolloheiligtum. Sie wurden nach Herodot um 600 v. Chr. von einem Meister (Poly)medes geschaffen.



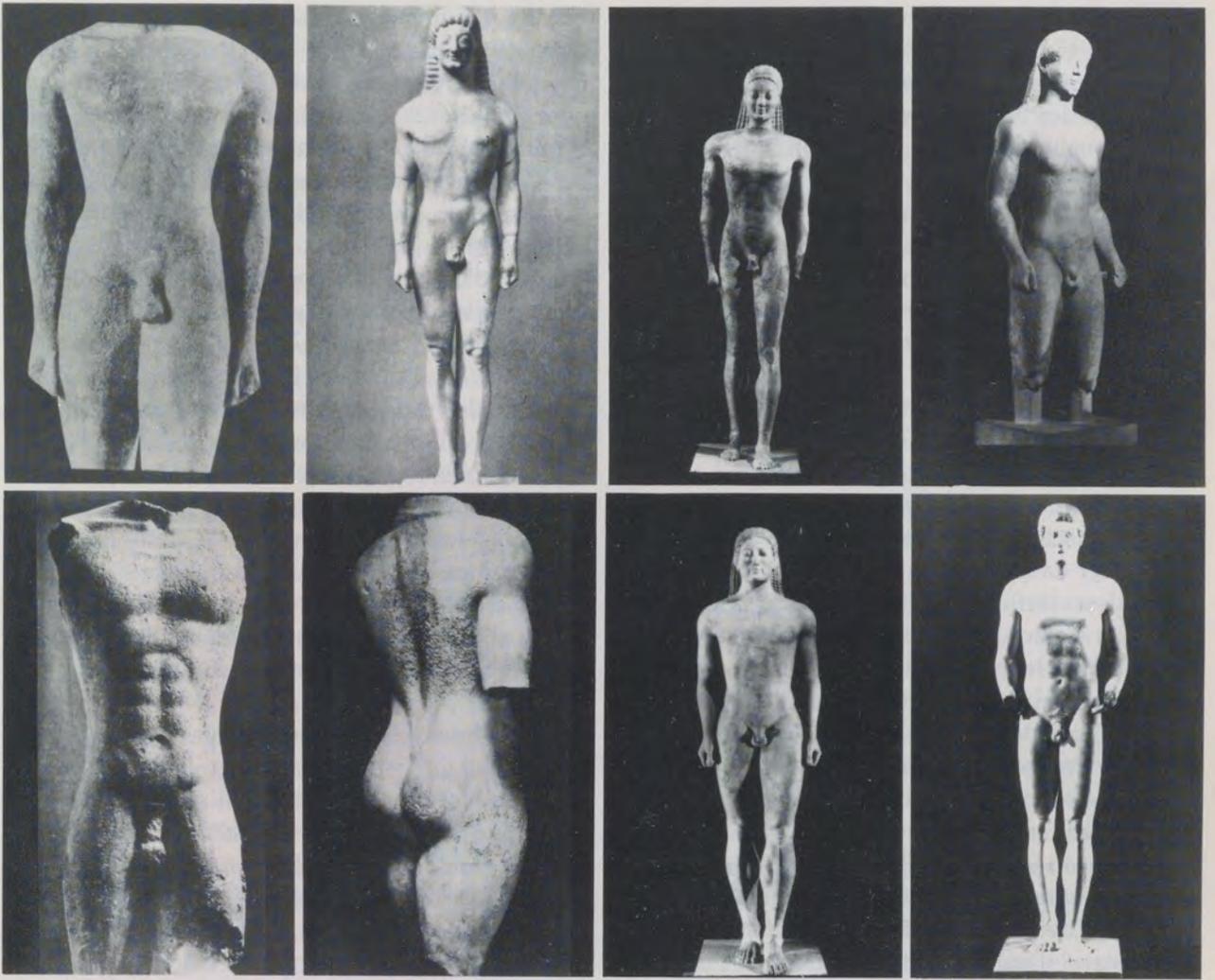
unedlem Sandstein, sondern zunehmend aus Marmor gefertigt wurden, der z. B. im Pentelikon, auf Naxos oder Paros reichlich zur Verfügung stand. Die Vergleiche sollen noch durch die Gegenüberstellung des «Hirschlandener» mit einigen hocharchaischen (600–550 v. Chr.) und spätarchaischen (550–500 v. Chr.) kouroi erweitert werden. Der an diesen noch klarer zutage tretende deutliche Kunstfortschritt legt den «Hirschlandener» vollends auf seine früharchaische Entstehungszeit fest. Erst recht wird damit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß er etwa erst anlässlich der letzten Bestattungen im Hirschlandener Grabhügel um 500 v. Chr. als griechischer kouros erschaffen worden sein könnte, jedenfalls nicht als einer, der dem durchschnittlichen künstlerischen Niveau der spätarchaischen kouroi entsprochen hätte.

Musterbeispiele früher Hocharchaik sind die vier-schrötigen Zwillinge Kleobis und Biton (Bild 15) aus dem delphischen Apolloheiligtum. Deren Geschick hat uns Herodot geschildert und deren Namen sind uns durch die Sockelinschrift ebenso bekannt wie die ihres argivischen Meisters (Poly)medes, der sie um 600 v. Chr. erschaffen hat (Buschor, a. a. O. S. 35 ff.; Nikopoulou De Sike: Delphi, S. 16). Es zeigt sich nun zusehends, daß zwar die Pose und das Lächeln wie bei den älteren kouroi fast unverändert beibehalten wurde, daß aber die anatomische Durchformung besser beherrscht wird.

Gleiches gilt für den älteren von zwei in Aktion gefundenen, nun im Louvre aufbewahrten kouroi (I), der aus der Mitte des 6. Jh. stammt (Buschor, a. a. O. S. 43). An ihm (Bild 16) fallen die kaum plastischen Übergänge der Körperformen auf, ihre fast lässige Harmonie.

Stellvertretend für eine größere Anzahl hocharchaischer kouroi seien noch diejenigen von Tenea bei Korinth – um 550 v. Chr. – (Buschor, a. a. O. S. 49; Papastamos, a. a. O. S. 18, schätzt 560 v. Chr.), aus dem attischen Volomandra – um 550 v. Chr. – (Buschor, a. a. O. S. 56 ff.; Papastamos, a. a. O. S. 18) und aus dem böotischen Ptoon – (II), um 540 v. Chr. – (Buschor, a. a. O. S. 65 ff.) herausgestellt (Bilder 17–19).

Angesichts der geringen Anzahl der erhalten gebliebenen kouroi oder ihrer Torsen aus früharchaisch-dädalischer Zeit, aber auch im Hinblick auf deren zufallsbedingte Streuung im gesamten hellenischen Umfeld, vor allem aber wegen der leidigen Beschränkung des Vergleichbaren auf wenige Körperpartien könnte die Zuordnung des «Hirschlandener» in jene frühe Kunstepoche nach alledem nicht ganz als erwiesen erscheinen. Doch machte dessen Gegenüberstellung mit den hocharchai-



Bilder 16–19 (oben von links nach rechts): Aus Aktion, Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. (heute im Louvre). – Beispiele für hocharchaische kouroi: aus Tenea bei Korinth, um 550 v. Chr.; aus dem attischen Volomandra, ebenfalls um 550; aus dem böotischen Ptoon, um 540. – Bilder 20–23 (unten von links nach rechts): Der Marmorkoloß von Megara (3. Viertel des 6. Jahrhunderts); Torso von der Athener Akropolis; aus Anavyssos, überlebensgroß, Grabstatue des Kroisos (um 520); Statue des Aristodikos aus der Nähe von Anavyssos (gegen 500, spätarchaisch).

schen kouroi seinen qualitativen künstlerischen Rückstand und damit seine Nichtzugehörigkeit zu dieser fortgeschrittenen Kunstpoche höchst wahrscheinlich. Und daß er erst recht kein spätarchaischer kouros gewesen sein kann, das beweist der noch krassere Qualitätsrückstand, der angesichts folgender vier ausgesuchter spätarchaischer kouroi für sich selbst spricht:

Der Marmorkoloß von Megara wird zeitlich dem dritten Viertel des 6. Jh. zugeordnet (Buschor, a. a. O. S. 86 ff.). Er ist ausgewogen durchmodelliert, natürlich gegliedert und fein verschliffen (Bild 20). Auf der Athener Akropolis wurde der Torso eines fülligen, derb-kräftigen kouros mit ansprechend gelöster Körperhaltung gefunden (Bild 21); seine Entstehungszeit wird dem von Megara gleichgeschätzt

(Buschor, a. a. O. S. 97 ff.). Der überlebensgroße kouros von Anavyssos (Bild 22), nun als Grabstatue des Kroisos erkannt (Karusos, a. a. O. S. 47, 63), dürfte gegen 520 v. Chr. gefertigt worden sein (Buschor a. a. O. S. 106). Er ist mit sinnlicher Üppigkeit fast überreich und fehlerfrei ausmodelliert.

Als letztes sei das fast unversehrte Standbild des – laut Sockelinschrift – Aristodikos dargestellt (Bild 23), das in der Nähe des attischen Anavyssos gefunden wurde. Dieser zwar etwas starr aufgerichtete, doch durchweg lebensnah dargestellte kouros ist am Ende der spätarchaischen Zeit, also gegen 500 v. Chr., erschaffen worden (Karusos, a. a. O. S. 16, 65; Papastamos, a. a. O. S. 18) und gilt als qualitativ bester dieser Kunstpoche sowie als unmittelbarer Vorbote der Frühklassik.

Der erstaunlich rasche und einschneidende Übergang von der archaischen zur glanzvollen klassischen Kunstepoche des 5. und 4. Jh. v. Chr. führte zu einem sprunghaften Anstieg künstlerischer und repräsentativer Ansprüche. Das hatte zur Folge, daß ältere Kunstwerke ausgetauscht wurden. Was aber sollte man tun mit steinernen Göttern und Heroen, die dem Vergleich mit den neuen – von uns aus gesehen klassischen – Kunstwerken nicht mehr Stand hielten?

Nicht alle fanden einen bescheidenen Standort irgendwo im Hintergrund; viele solcher Figuren werden damals preisgünstig weiterveräußert worden sein. Gewiß gelangte dabei manches Stück nicht nur ins hellenische Hinterland, sondern auch an die Völker der damaligen «zweiten und dritten Welt». Zumindest dürfte das auf solche *kouroi* zutreffen, die keine Götter dargestellt haben, bei denen also Pietätsrücksichten entfielen. Außerdem brachten die Barbaren auch einem ausgemusterten *kouros* die richtige, ganz nebenbei auch verkaufsgünstige Einstellung entgegen: Der künstlerische Rang der Figur mußte ihnen im Vergleich mit heimischen Figuren unerreichbar erscheinen.

Sollte ein maßgeblicher Beweggrund für die Hergebe der Figur schlicht darin gelegen haben, daß ihr schon bei den ursprünglichen Besitzern die Füße nebst Standplatte abhanden gekommen waren, so ließe das vielleicht auf eine abschätzige Einstellung der Griechen gegenüber ihren barbarischen Handelspartnern schließen. Bei den Kelten waren jedenfalls Steinfiguren ohne Bein durchaus das übliche.

Die Hypothese, daß die Hirschlandener Figur kein griechisches Original, sondern das Werk eines etruskischen oder italischen Kopisten gewesen sein könnte, ist zwar nicht auszuschließen, aber auch durch kein Indiz zu stützen. In diesem unwahrscheinlichen Falle hätte das Standbild eine höchst kuriose Genealogie: es wäre nach einem griechischen Original von einem Etrusker oder Italiker täuschend ähnlich nachgeahmt, von Kelten erworben, dann verstümmelt und danach instand gesetzt und dabei noch keltisiert worden.

Es kann stattdessen mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit aus den authentisch verbliebenen Teilen der Figur geschlossen werden, daß sie als griechischer *kouros* geschaffen worden ist, und zwar anfangs des 6., vielleicht schon im letzten Viertel des 7. Jh. v. Chr.

Ihr Verbleib auf dem Hirschlandener Grabhügel dürfte entsprechend der Datierung der Bestattung

gen die Dauer von zwei bis drei Generationen kaum überschritten haben.

Die alternativ zu stellende Frage, ob der Künstler oder das Standbild aus dem Süden kam, ließe sich beantworten, wenn die Identität oder Nichtidentität des Gesteins, aus dem die Figur besteht, mit dem in der Umgebung von Hirschlanden anstehenden Stubensandstein festgestellt werden könnte. Wurde nämlich die Figur dort an Ort und Stelle gefertigt, dann entstammte der dazu benötigte rohe Stubensandstein dem nächsten Umkreis. Zürn (Vorbericht, S. 29; Ipek, S. 63; ebenso Denkmalpflege, S. 67) unterstellt, das Ausgangsmaterial entstamme einem Sandsteinvorkommen etwa 6–8 km südlich Hirschlanden. Sollte der Stein jedoch nicht aus der unmittelbaren Nähe von Hirschlanden stammen, dann wäre das fast schon ein Beweis dafür, daß das Standbild in fertigem Zustand aus einer großgriechischen Stadt herbeigeschafft worden ist. Aber die Antwort der modernen mineralogischen Forschung auf diese Frage steht immer noch aus.

#### Das Meisterwerk und sein Ausbesserer

Folgt man meiner Ansicht, der Hirschlandener Gott sei gewaltsam schwer beschädigt worden, so schließt man damit aus, daß er etwa von selbst umgefallen oder von Menschenhand lediglich umgekippt worden sei. In der Tat sprechen die zahlreichen und gründlichen Beschädigungen gegen einen bloßen Unfall. Die gewollte Verstümmelung des Steines durch Stammesfeinde, kultische Gegner oder Grabräuber ist gewiß kein ausreichend stichhaltiges Indiz dafür, daß er kein Götter-, sondern etwa nur ein Menschenbild dargestellt habe. Es wird nie mehr feststellbar sein, weshalb es in hallstattzeitlichen Traditionen verhaftete Menschen gewagt haben, ein Götterbild zu zerstören. Hatten die Bilderstürmer andere Götter, waren ihnen die Abbilder von Göttern nicht tabu? Oder glaubten jene Frevler, der geschändete Gott könne sich nicht an ihnen rächen, weil er nur Macht über die Seinen habe?

Was wir aus Funden und aus römischen Quellen über die Götterwelt, den Totenkult und die Religiosität der Kelten wissen, ist wenig und bruchstückhaft. Falsch wäre jedenfalls die Annahme, sie seien ausnahmslos in Furcht vor ihren Göttern, vielleicht auch vor den Geistern ihrer Toten befangen gewesen. Das besagt deutlich die Tatsache, daß sich über die gesamte keltische Zeit Grabräubereien nachweisen lassen. Dazuhin vermute ich, daß das Sakrileg an der Figur (des Gottes) von Hirschlanden kein Einzelfall, sondern das Beispiel eines Kriegsbrauches war.

Durch das keltische Süddeutschland waren die Kimmerer im 8. Jh. v. Chr. westwärts gestoßen (Moreau, a. a. O. S. 19; Weitnauer, a. a. O. S. 58) und lange danach, zwischen 113 und 101 v. Chr. waren es die Kimbern und Teutonen, die es Ende des 2. Jh. v. Chr. südwärts durchzogen. Also wären die ersten zu früh, die letzten zu spät erschienen, um als die mutmaßlichen Bilderstürmer in Frage zu kommen. In der Zwischenzeit sollen sich gegen 400 v. Chr. im südwestdeutschen Keltengebiet nördlich der Westalpen die Helvetier – auch sie werden der keltischen Völkergruppe zugerechnet (Moreau, a. a. O. S. 10) – festgesetzt haben und erst in der mittleren Latènezeit ins Schweizer Mittelland abgezogen sein. Also könnte jene helvetische Landnahme Anlaß zur Zerstörung der Figur gewesen sein. Vielleicht fiel sie den Kämpfen zum Opfer, die um 450 v. Chr. zur Zerstörung der Heuneburg geführt haben. Vom Eindringen der Helvetier abgesehen, blieb das keltische Völkergemisch in Süddeutschland bis 200 v. Chr. zwar unter seinesgleichen; aber dennoch hat es an kriegerischen Auseinandersetzungen und damit an Bilderstürmereien wohl nur selten gefehlt.

Beim Zerschlagen der Figur werden die Feinde ihre bronzenen oder eisernen Waffen geschont und stattdessen die in Reichweite liegenden Steine des Hügelkranzes benutzt haben. Die erste Zerstörungswut dürfte sich gegen Gesicht und Haupt des Gottes gerichtet haben; ihr fiel ein Großteil der oberen Kopfpartien zum Opfer, wohl wenigstens ein Drittel. Daher schätze ich die einstige Größe der Figur von Kopf bis Fuß, also ohne Standplatte, bis zu 1,85 m, mithin bis zu 15 cm höher als im amtlichen Fundbericht angenommen (Denkmalpflege, S. 67). Es gelang nicht, den Gott zu köpfen; nur mit stückweisem Abschlagen war seinem Haupt beizukommen. Der bei der späteren Ausbesserung übrig gelassene Halsring sowie die kräftigen äußeren Ansätze der breiten Schultern zeigen noch heute, wie massig ursprünglich der Hals gewesen sein muß. Höchstwahrscheinlich hatte dazuhin ein Kinnbart den unteren Teil des Kopfes verstärkt, vor allem aber das lange, sich zur Schulter hin verbreiternde Haupthaar, das die Kopfrückseite umwallt hatte. Das alles zusammen bildete einen klobigen, widerstandsfähigen Block, was erklärt, daß untere Teile des Kopfes und der Ansatz des Kinnbartes am Torso verblieben. Selbstverständlich ließ die Vernichtungswut den Penis der Figur nicht aus. Möglicherweise hatte schon der bloße Sturz des Gottes auf den Steinkranz die Arme in Mitleidenschaft gezogen. Um sie ganz oder vollends abzuschlagen, war um so mehr zerstörerischer Aufwand erforderlich, je weitgehender sie mit Flächen des Rumpfes und der

Oberschenkel verbunden waren. An den äußeren Oberschenkeln sind Reste der rauhen Bruchkanten noch heute sichtbar. (Vielleicht brachen auch die Bilderstürmer erst die Beine an den Fesseln und beraubten die Götterfigur dadurch gleichzeitig der Standplatte.)

Vermutlich haben diese oder andere Feinde noch weitere Totenmale auf ähnliche Weise verwüstet, entweiht oder beschädigt – so etwa die von Stokkach, Kilchberg und Steinenbronn; die Tatsache, daß Kopffjägerei bei Kelten lange Zeit im Schwange war (Weitnauer, a. a. O. S. 51 ff.), macht es durchaus wahrscheinlich. Vielleicht ist bei den Kelten das Zerschlagen von Götter- und Grabfiguren als Kriegsbrauch gang und gäbe gewesen. Solcherart Verschleiß könnte die geringe Fundhäufigkeit insbesondere unbeschädigter keltischer Standbilder erklären.

Das zerstörte Bildwerk sollte wieder instand gesetzt werden, der geschickteste Steinmetz erhielt den Auftrag dazu. Er löste die undankbare Aufgabe, seinem Können entsprechend, durchaus nicht schlecht: Da der verbliebene Stumpf des Kopfes für Kopfbedeckung und neues Gesicht – oder Maske? – selbst bei sparsamstem Umgang mit der restlichen Substanz nicht ausgereicht hätte, mußten Teile vom Hals sowie der Ansatz des Bartes mit hinzugenommen werden. Da die Kinnpartie auffallend nach vorne ragt, läßt sich annehmen, daß ihr unterer Teil aus dem einstigen Bart herausgearbeitet worden ist. Weil all diese Restpartien für einen halbwegs ausreichend großen Kopf noch immer nicht genügten, gewann der Steinmetz zusätzlichen Raum, indem er die oberen Schichten der Innenschultern unnatürlich weit nach unten auskehlte, und zwar vorne tiefer als im Nacken. Für den neuen, kleineren Kopf erwies sich der einst wuchtige Halsansatz als viel zu massig. Das gab Gelegenheit, rings um den jetzt verengten und verkürzten Hals einen Halsring (Torques) heimischer Art zu belassen – wenn auch um vieles dicker als üblich (vgl. Zürn: Vorbericht, S. 30; Biel: Archäologische Ausgrabungen 1978, S. 30). Daß auch andere keltische Götter mit dem Torques als gebräuchlichem Schmuckstück dargestellt wurden, zeigen die Götterbilder von Bouray, Euffigneux, Rodez und auf dem Kessel von Gundestrup (Moreau, a. a. O. S. 72 f., 106, mit Tafeln 60, 62, 63 und 97).

Ebensowenig wie die seither einhellige Meinung von der Authentizität der Figur teile ich die Ansicht, das Gesicht stelle eine Maske dar. Verständlich ist die Maskentheorie als Ergebnis der Suche nach Erklärungen für die starre Primitivität des Gesichts, wenn man meint, es dem meisterlichen Steinbild-

hauer zuschreiben zu müssen, der Rücken, Beine und Becken geformt hat. Und da es kaum glaubhaft ist, dieser Könnner habe sich ausgerechnet beim wichtigsten Teil seines Werkes, dem Gesicht, von heimisch-primitiven Vorbildern ablenken lassen, kam die Idee von der Maske auf (Denkmalpflege, S. 67; Zürn: Vorbericht, S. 29; Ipek, S. 63; Pauli: Untersuchungen, S. 55 – Holzmaske –). So zog die bisher unwidersprochene Auffassung von der Authentizität des Hirschlandener Gottes als weiteren Fehlschluß denjenigen auf eine Maske nach sich. Wir blicken aber beim Hirschlandener Gott nicht auf eine Maske, denn diese hätte jener im Süden geschulte Künstler überzeugender dargestellt, zumindest mit schärfer ausgeschnittenen Öffnungen für Mund und Augen. Unergiebig mußte im Verfolg der Maskentheorie auch die Umschau nach vergleichbaren frühgeschichtlichen Maskendarstellungen im mittelmeeischen Raum bleiben (Denkmalpflege, S. 67; Zürn: Vorbericht, S. 29, Anm. 5), und erst recht aussichtslos wäre die Suche nach deren plausiblen stilistischen oder motivlichen Zusammenhängen mit dem Fund aus Hirschlanden. Weshalb sollte der Künstler seinen Rückfall in die heimische Primitivität denn nur auf das Gesicht, die Arme und den Dolch beschränken, die Beine und das Becken dagegen in ungehemmter Könnerschaft ausgeführt haben? Diesen zwiespältigen Künstler gab es nicht: Arme und Gesicht sind das gleichermaßen schlichte Werk des keltischen Ausbesserers, dessen Kunstwollen so unbedarft war wie sein Kunstvermögen. Schreibt man also die kunstlosen Teile der Figur einem keltischen Ausbesserer zu, dann entfallen die scheinbaren Widersprüche hinsichtlich des Könnens oder des Zwiespaltes des Steinbildhauers. Ein Blick auf die in diesen Vergleich einbezogenen frühkeltischen Figuren (Bilder 2–9) zeigt, daß sich die Gesichter hinsichtlich ihrer künstlerischen Unqualität und maskenhaften Primitivität vom «Hirschlandener» nur unwesentlich unterscheiden – Masken sind sie allesamt nicht.

Fast zwangsläufig ergab sich die Placierung der neugestalteten Ärmchen. Deutlich lassen die äußeren Maße der Schultern wie auch die Bruchflächen in ihrer rückwärtigen Außenseite noch jetzt erkennen, daß sie einst Ansatzflächen kräftiger und mit den stämmigen Beinen harmonisierender Arme gewesen waren. Aber es blieb keine andere Wahl, als die neuen Arme auf Kosten der äußeren Schichten des vorderen Oberkörpers herauszumodellieren, und zwar durch Abheben der angrenzenden Substanz von Brust und Bauch. Der Torso hätte dem keltischen Steinmetzen keinerlei sonstigen Spielraum belassen, um sich von der einstigen Anordnung der

vom Körper abstehenden Arme leiten zu lassen. Nun verband er Notwendiges mit Nützlichem: Verbliebene Bruchspuren an Stellen, wo die Hände einst mit den Oberschenkeln verbunden waren, glich er weitgehend aus, und im Zuge der Verringerung des Körperumfanges ließ er einen doppelstreifig profilierten, keltischen Gürtel (wie in Grab 11; vgl. Denkmalpflege, S. 68; Zürn: Ipek, S. 63, Ausgrabungen, S. 212; Pauli: Untersuchungen zur Späthallstattkultur in Nordwürttemberg, S. 55) sowie einen Dolch aus Überresten äußerer Schichten stehen. Damit die beim Herausarbeiten der Ärmchen flacher gewordene Brust seitlich nicht eckig endete und um rundum den Gürtel darzustellen, nahm er Brust und Bauch auch an den Seiten etwas zurück und wölbte sie ab. Die zerschlagene Schamgegend ließ er notgedrungen unverändert. Im übrigen dürfte die Figur entgegen der Annahme im amtlichen Fundbericht und derjenigen Zürns (Denkmalpflege, S. 67; Zürn: Vorbericht, S. 29, Ipek, S. 63, Ausgrabungen, S. 212) nicht ithyphallisch dargestellt gewesen sein, sondern wie jeder andere kouros nur phallisch. Mit den keltischen Zutaten, nämlich der Kopfbedeckung, dem Halsring, dem Gürtel und dem Dolch (vgl. Zürn: Ipek, S. 63), schuf sich der Ausbesserer den Ruhm der Originalität, und er gestaltete gleichzeitig den einst fremdartigen Gott zu einem unverkennbar einheimischen um.

Sollte der Ausbesserer entgegen meiner Annahme keinen Gott, sondern eine bestimmte Person nachgebildet haben, so käme hypothetisch dafür der im Grab 11 Bestattete in Frage, denn bei ihm fand sich ein ähnlicher doppelstreifiger Metallgürtel. Es könnte durchaus auch dessen Hut und Dolch an der Figur nachgebildet worden sein. Eine solche Nachbildung seiner Ausrüstung spräche zwar dafür, daß er das vornehmste Opfer des vorangegangenen Kriegsunglücks gewesen war, nicht aber unbedingt dagegen, daß das nachgebesserte Standbild eine

Bild 24: Versuch einer Rekonstruktion der mittelmeeischen Plastik, die zunächst als archaischer kouros geschaffen, dann zum Teil gewaltsam zerstört und schließlich mit den unzulänglichen künstlerischen Mitteln eines einheimischen Bildhauers zum kelto-kouros keltisiert worden ist. Die Umrißzeichnung läßt nicht nur das frühere Gesamtvolumen der Skulptur erkennen, sie macht auch anschaulich, wie der frühere Kopf mitsamt dem Hals und den herabwallenden Haaren auch nach der teilweisen Zerstörung noch einigermaßen «Stoff» ließ für die Ausarbeitung eines Kopfes, während für die Darstellung der Arme kein anderer Ausweg blieb als die reliefartige Ausführung. Mit der Herausarbeitung von Gürtel und Halsring wurde die Figur schließlich nicht nur keltisiert, sondern auch noch – wenigstens andeutungsweise – in den Proportionen harmonisiert.



Götterfigur dargestellt habe. Der Dolch mit Hufeisenriff war eine damals gerade modern gewordene Waffe. Als nämlich das in der Hallstattzeit C übliche lange Bronzeschwert mit dem Aufkommen des neuen, besseren Metalls zunehmend vom viel kürzeren, eisernen Antennenschwert ersetzt wurde, kam daneben in der jüngeren Hallstattphase D 1 der (Prunk-)Dolch in Gebrauch (Denkmalpflege, S. 68; Moreau, a. a. O. S. 68; Kimmig; Vorbericht, S. 45, 54; Zürn: Vorbericht, S. 30). Nicht auszuschließen ist allerdings, daß diese Waffe die Kurzausgabe eines Schwertes darstellen soll – durch bloße Platznot so erzwungen wie die dünnen Ärmchen.

Wurde die Figur schließlich noch farbig ausgestaltet? Bisher wurde noch nirgends die Frage erörtert, ob frühkeltische Steinfiguren bemalt gewesen sein mochten, wie das bei den griechischen Standbildern jener Zeit der Fall war und wie das die Kelten gesehen und wovon sie gehört hatten. Womöglich ist das Standbild bei der Ausbesserung an seinen unbeschädigten Teilen damals noch farbig gewesen. Heute allerdings wäre es ein Zufall, wenn sich auf den Flächen der hallstattzeitlichen Figuren Farbreste erhalten hätten, denn alle sind stark ausgewittert. Dennoch läßt die steigende Leistungskraft moderner wissenschaftlicher Untersuchungsmittel hoffen, daß aus Steinporen keltischer Figuren irgendwann noch Antworten auf die Frage der Bemalung gefunden werden.

Alles in allem dürften die Vorzüge der Originalität und der Keltisierung der Götterfigur den Ausbesserer und seine Stammesgenossen darüber hinweggetröstet haben, daß weder künstlerischer Ausdruck noch Proportionen des nunmehrigen Werkes dem einstigen mehr gleichkamen. Der kouros wurde in seiner barbarisierten Gestalt zum Epi-kouros, zum kouro-keltos, und zwar zum bislang einzigen seiner Art. Diese Bezeichnung wird hiermit erstmals gebraucht. Es konnte sie so lange nicht geben, wie die Figur einhellig als authentisches keltisches Werk angesehen wurde.

Es ist äußerst bemerkenswert, daß die hochzivilisierten Griechen trotz hohen künstlerischen Niveaus über anderthalb Jahrhunderte benötigt haben, um sich von ihren fast zwanghaften ägyptischen Vorbildern freizumachen. Dagegen keltisierte unser Ausbesserer den kouros auf Anhieb. Das allerdings nicht trotz, sondern gerade wegen seines unterlegenen künstlerischen Niveaus, das ihm weder die Wahrung von Gleichrang noch die Einhaltung des vorgegebenen Stils erlaubte.

Einen Anhalt dafür, daß die Figur nach der Ausbesserung infolge der keltischen Zutaten eine andere Widmung erfahren haben könnte, daß sie statt der

einstigen mutmaßlichen Götterfigur nunmehr einen menschlichen Krieger dargestellt haben sollte, wird man kaum finden können.

Wir Heutigen verdanken diesen altkeltischen Zutaten mehr Erkenntniswert, als wir ihn aus der Figur in ihrem ursprünglichen, unversehrten Zustand gezogen haben würden, denn griechische, etruskische und italische Bildwerke sind uns viele überkommen, keltische nur wenige, solche mit zweierlei Herkunft sonst keine.

Bei der Ausgrabung hatte sich keines der abgeschlagenen Bruchstücke des Standbildes auffinden lassen. Der amtliche Fundbericht (Denkmalpflege, S. 55) geht nicht darauf ein, ob der einzige, im Mauerkranz enthaltene Sandstein vielleicht ein solches Bruchstück des Standbildes gewesen sein könnte. Diese Überlegung war dort schon deshalb nicht angestellt worden, weil die Beschädigung und damit die Existenz abgeschlagener Arme und Stücke des Kopfes nicht in Betracht gezogen worden waren. Nur von der Standplatte, deren Abbrechen dem späteren (nach bisheriger Meinung einzigen) Unfall der Figur zugeschrieben wird, ist die Rede. So kam die Vermutung auf, daß die Standplatte samt Füßen bei späterer Überackerung entdeckt und beseitigt worden sei (Zürn: Ipek, S. 63). Es ist auch die Möglichkeit nicht ganz auszuschließen, daß dieser Teil der Figur entweder vor oder bei dem Antransport, vielleicht auch erst anlässlich eines gewaltlosen Unfalls abgebrochen und verlorengegangen sein könnte. Aber um so weniger wahrscheinlich wäre es im letzten Falle, daß dabei die auf der Erdoberfläche liegende Figur selbst unentdeckt, unbeachtet und unbesiegt geblieben sein könnte. Demgegenüber fügen sich mit der hier vertretenen Annahme einer gewaltsamen Beschädigung die Geschehnisse in durchaus logische Aufeinanderfolge: Beschädigung, Wegschaffung der Bruchstücke (einschließlich Füße mit Standplatte), Ausbesserung durch den einheimischen Steinmetzen und erneute Verbringung auf die Spitze des Grabhügels. Die Figur mußte dort etwa bis zu den Knien eingegraben und mit Steinen verkeilt werden, um standfest zu sein. Zwei weiteren Hypothesen sei hier noch nachgegangen: Könnte etwa ein vorgefertigter Rohling aus dem Süden herangeschafft worden sein, den dann ein Kelte zwar mit bescheidenem Können, aber immerhin nach heimischen Vorbildern und nach keltischem Geschmack vollends fertiggestellt hat? Diesen Gedanken kann man mit guten Gründen verwerfen. Denn angesichts der figürlichen Harmonie, in der die ursprünglichen Teile des Standbildes gegliedert waren, hätte man bei dem Rohling aus der Hand eines mittelmeerisch geschulten Künstlers

genügend Steinmasse für einen ausreichend großen Kopf und für Arme vorgesehen, die nach Maßstab und Volumen zu den Beinen gepaßt hätten.

Die gleichen Gründe sprechen gegen die Überlegung, der im mittelmeeischen Raum geschulte Meister könnte aus seiner begonnenen Arbeit gerissen worden sein und ein unbedarfter Ausbesserer hätte die Figur mehr schlecht als recht fertiggestellt. Um die Tatsache der Beschädigung des Hirschlandener Gottes kommt man schon deshalb nicht herum, weil das Volumen der ursprünglichen Arme, die Füße und die Standplatte fehlen.

Also bleibt es nach alledem dabei, daß das fertige mittelmeeische Standbild irgendwann einmal zerstört und dann von einem keltischen Ausbesserer notdürftig wieder funktionsfähig gemacht worden ist. Abgesehen von den verlorenen und zerstörten, danach durch die Ausbesserung entfremdeten Teilen ist das Standbild von Hirschlanden das einzige Zeugnis mittelmeeischer Großplastik, und gleichzeitig das älteste lebensgroße Menschenbild, das uns aus hallstattlicher Zeit diesseits der Alpen überkommen ist. Einzigartig an ihm ist auch, daß es Merkmale zweier zeitgleicher Kulturen in sich vereinigt, die damals zwar geographisch benachbart waren, denen aber außer regen Handelsbeziehungen – vielleicht auch ähnlichen oder gar übernommenen Bestattungsbräuchen (Kimmig: Heuneburg, S. 117; Zürn: Vorbericht, S. 30; Hatt, a. a. O. S. 97; Keller, a. a. O, S. 176) – wegen des allzu hohen Kulturgefälles nichts Gemeinsames nachzusagen ist. Die klassische Archäologie wird den Fund aus Hirschlanden als einen ehemaligen kouros legitimieren und die Keltologen damit seine Nicht-Authentizität anerkennen müssen.

### Der Untergang und seine Zeugen

Nach der Rückkehr auf den Grabhügel war es wohl nur eine kurze Spanne, in der der Ausgebesserte dem nächsten und letzten Sturz entgegenwartete (Bild 25). Auf der erodierenden Hügelspitze begann er sich zunehmend zu neigen; von niemand gestützt, sank er schließlich zu irgend einer einsamen Stunde vollends um und rollte, sich im Fallen beschleunigend, hügelabwärts. Dieses Mal behinderten weder hervorstehende Arme noch die sperrige Standplatte seinen Sturz. Wie eine steinerne Walze schlug er am Steinkreuz auf, brach dabei beide Unterschenkel, und die Wucht des Aufpralles trug die Teile des Torsos über die Umwallung.

Wären es Feinde gewesen, die den Gott ein zweites Mal hinabgestoßen hätten, dann würde man sich vergeblich fragen, weshalb sie anlässlich dieses er-

neuten Frevels vor jeglicher Beschädigung ihres Aggressionsgegenstandes halt gemacht haben sollten. Und ebenso befremdlich ist es, daß seine Getreuen ihn nach diesem erneuten Unglück nicht erneut auf die Hügelspitze verbracht haben. Diese Fragen gelten gleichermaßen für andere keltische Steinfiguren, die bei ihren einstigen Grabhügeln aufgefunden wurden.

Nach der Mutmaßung Zürns (Vorbericht, S. 28; Zürn: Ipek, S. 62, ebenso Denkmalpflege, S. 67) muß die Figur an diesem Ort zu liegen gekommen sein, als der Steinkranz noch freilag, der Hügel also noch völlig unverändert war. Demnach soll sie offen so dagelegen haben, und zwar ungestört, nicht zusätzlich beschädigt, von Freund und Feind unbeachtet und letztlich wohl vergessen, bis sie sich endlich langsam unter die Erdoberfläche eingedrückt hat? Das könnte selbst bei häufigen Niederschlägen jahrzehntelang gedauert haben. Jedenfalls muß sie während des Rückganges der Vegetation, also jeweils vom Spätherbst bis zum Frühjahr jahrelang gut sichtbar gewesen sein. Ein derart übergangsloser Fall eines weithin berühmten Gottes ins völlige Nichts, der Abbruch jeglichen Bezuges zur menschlichen Um-

Bild 25: So mag man sich den Grabhügel in der Gegend des heutigen Hirschlanden vorstellen mit der Skulptur als Bekrönung und dem Steinkranz als Begrenzung. Offen bleibt die Frage nach dem Ablauf des endgültigen Untergangs, der die mittelmeeisch-keltische Skulptur für Jahrtausende den menschlichen Blicken und Einwirkungen entzog, bis ihn die Forschung an das Licht der Gegenwart gebracht hat.



welt mutet um so unwirklicher an, je länger die Figur offen dagelegen haben soll. Hatte etwa der Gott sein Volk durch eine Niederlage oder Seuche verloren und könnte die Gegend generationenlang unbesiedelt geblieben sein? Es gab fast keine völkische Katastrophe ohne Überlebende: einige Abwesende, Entkommene oder Verschonte. Und diese müssen es gewesen sein, die dem Gestürzten einen letzten Dienst taten, die ihn notdürftig mit Humus, Grasnarbe und wild wachsendem Gesträuch tarnten. Diese mutmaßliche Tarnung ist das letzte Glied einer Gedankenkette, die einerseits von der wahrscheinlichen Vernichtung oder Vertreibung des Volkes ausgeht und die andererseits die befremdliche Vorstellung überflüssig macht, das Land sei jahrzehntelang unbesiedelt oder der Gott sei unbeachtet neben dem Hügel liegen geblieben. Das Volk des Hirschlandener Gottes kann nicht nur vorüber-

gehend vertrieben worden sein. Wäre es nämlich in sein einstiges Gebiet zurückgekehrt, solange die Erinnerung an den verscharrten Gott noch bestand, so hätte es diesen nach der Rückkehr trotz der gebrochenen Beine ausgegraben und wieder auf die Hügelspitze verbracht, denn noch immer stellte er mehr dar als andere, von Kelten geschaffene Steinfiguren.

Lediglich den Rest seines außermusealen Erdenwandels gestalteten die Kräfte der Natur: Erodierende Erde floß vom Grabhügel herab, drang zunächst durch die Ritzen des Steinkranzes, dann darüber hinweg. Der Wind trug Staub hinzu, und die Vegetation deckte die letzten Spuren vom Notgrab des Gottes. So war er vor den Augen nachfolgender Besiedler, sogar vor ihren schürfenden Haken und Pflugscharen geschützt – und das für zweieinhalb Jahrtausende.

## Literatur

Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege (Baden-Württemberg) Reihe A, Band 16, 1970: Der Grabhügel von Hirschlanden

ANTHES, E.: Bildwerk aus dem Odenwald. *Germania* 1920

BECK, ADELHEID: Ein Grabhügel der älteren Eisenzeit von Tübingen-Kilchberg. (Denkmale in Bad.-Württ., Landesdenkmalamt Bad.-Württ.) Stuttgart 1972

BIEL, JÖRG: Ein Fürstengrab der späteren Hallstattzeit bei Eberdingen-Hochdorf, Krs. Ludwigsburg. – Archäologische Ausgrabungen 1978. Stuttgart 1978

Das Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf. (Denkmalpflege in Bad.-Württ.) 1978

Die abschließende Untersuchung des späthallstattzeitlichen Fürstengrabhügels von Eberdingen-Hochdorf – Ges. f. Vor- und Frühgeschichte in Württ. und Hohenzollern

BITTEL, KURT; KIMMIG, WOLFGANG und SCHIEK, SIEGWALT (Hgg): Die Kelten in Baden-Württemberg. Stuttgart 1981

BUSCHOR, ERNST: Frühgriechische Jünglinge. München 1950

DANNHEIMER, HERMANN: Die Steinstele aus Birkach, Landkreis Rothenburg o. T. und verwandte Denkmale aus Bayern. Bayer. Vorgeschichtsblätter 34, 1969

FREY, OTTO-HERMANN: Die keltische Kunst. (Die Kelten in Mitteleuropa.) Salzburg 1980

HATT, JACQUES: Kelten und Gallo-Romanen. (Archaeologia mundi.) München 1979

KARUSOS, CHRISTOS: Aristodikos – Zur Geschichte der spätarchaisch-attischen Plastik. Stuttgart 1961

KELLER, WERNER: Die Etrusker. München–Zürich 1970

KIMMIG, WOLFGANG: Kulturbeziehungen zwischen der nordwestalpinen Hallstattkultur und der mediterranen Welt – Univers. Dijon 1958

KIMMIG, WOLFGANG: Die Heuneburg an der oberen Donau (Ges. f. Vor- und Frühgeschichte in Württ. und Hohenzollern). Tübingen 1968

KIMMIG, WOLFGANG: Vorgeschichte zwischen Neckar und Nördlinger Ries. Schwäbisch Hall 1973

KNORR, ROBERT: Die Steinfigur von Wildberg (*Germania* 6). 1922

LORENZ, HERBERT: Bemerkungen zum Totenbrauchtum (Die Kelten in Mitteleuropa). Salzburg 1980

MOOSLEITNER, FRITZ: Handwerk und Handel (Die Kelten in Mitteleuropa). Salzburg 1980

MOREAU, JACQUES: Die Welt der Kelten. Stuttgart <sup>2</sup>1958

MÜNZER, PAUL: Der kelto-iranische Silberring von Trichtingen (Schwäb. Heimat). Stuttgart 1980

NIKOPOULOU DE SIKE, IVONNE: Delphi (Publications Art + Civilization). Athen 1978

PAPASTAMOS, DIMITRIOS: Nationalmuseum (Publications Art + Civilization). Athen 1978

PAULI, LUDWIG: Untersuchungen zur Späthallstattkultur in Nordwürttemberg (Hamburger Beitr. z. Archäologie). Hamburg 1972

PAULI, LUDWIG: Die Herkunft der Kelten. Und: Das keltische Mitteleuropa vom 6. bis zum 2. Jh. v. Chr. (Beide in: Die Kelten in Mitteleuropa). Salzburg 1980

PLANCK, DIETER: Fellbacher Blätter, 10. 7. 1980

WEITNAUER, ALFRED: Keltisches Erbe in Schwaben und Bayern. Kempten 1961

ZURN, HARTWIG: Eine hallstattzeitliche Stele von Hirschlanden, Krs. Leonberg, Vorbericht. (*Germania*) 1964

ZURN, HARTWIG: Die hallstattzeitliche steinerne Kriegerstele von Hirschlanden. (Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst – Ipek – 22) 1969

ZURN, HARTWIG: Die hallstattzeitliche Kriegerstele von Hirschlanden (Ausgrabungen in Deutschland. Monographien des Röm.-Germ. Zentralmuseums I). Mainz 1975

ZURN, HARTWIG: Grabhügel bei Böblingen. (Fundberichte aus Bad.-Württ., Band 6) 1979

ZURN, HARTWIG und HERRMANN, HANS-VOLKMAR: Der Grafenbühl auf der Markung Asperg, Krs. Ludwigsburg. (*Germania* 44.) 1966